MASTER
NEGATIVE
NO. 92-80619-6

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

ZIEGLER, JOHANNES

TITLE:

WIENER STIMMUNGSBILDER ...

PLACE:

WIEN

DATE:

[PREF. 1907]

Master Negative #

92-80619-6

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

943V67
Y62

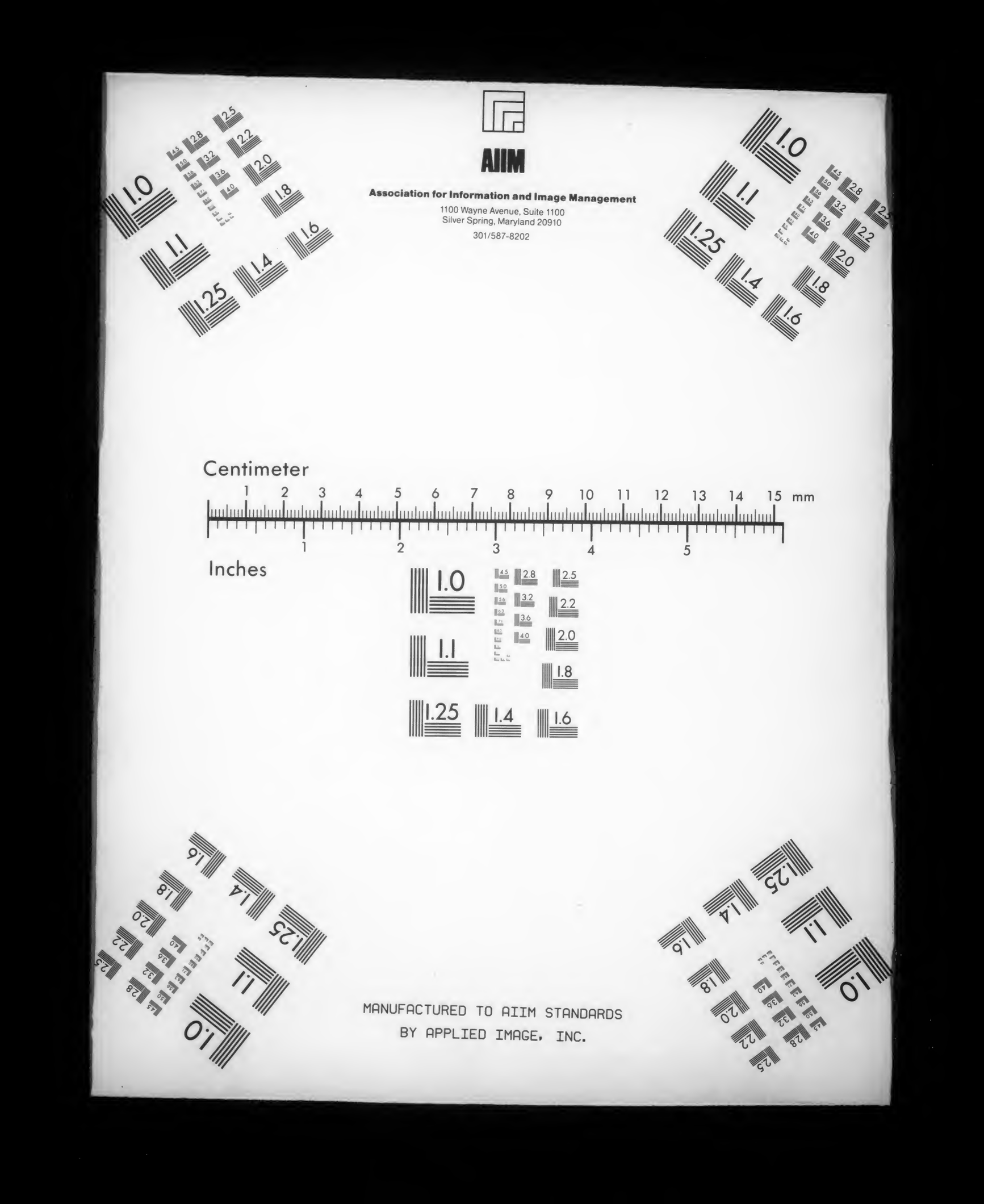
Ziegler, Johannes, 1835-
Wiener stimmungsbilder; bilder von W. Gause. Wien, Gerlach & Wiedling [1907]
158 p. front. (port.) illus.

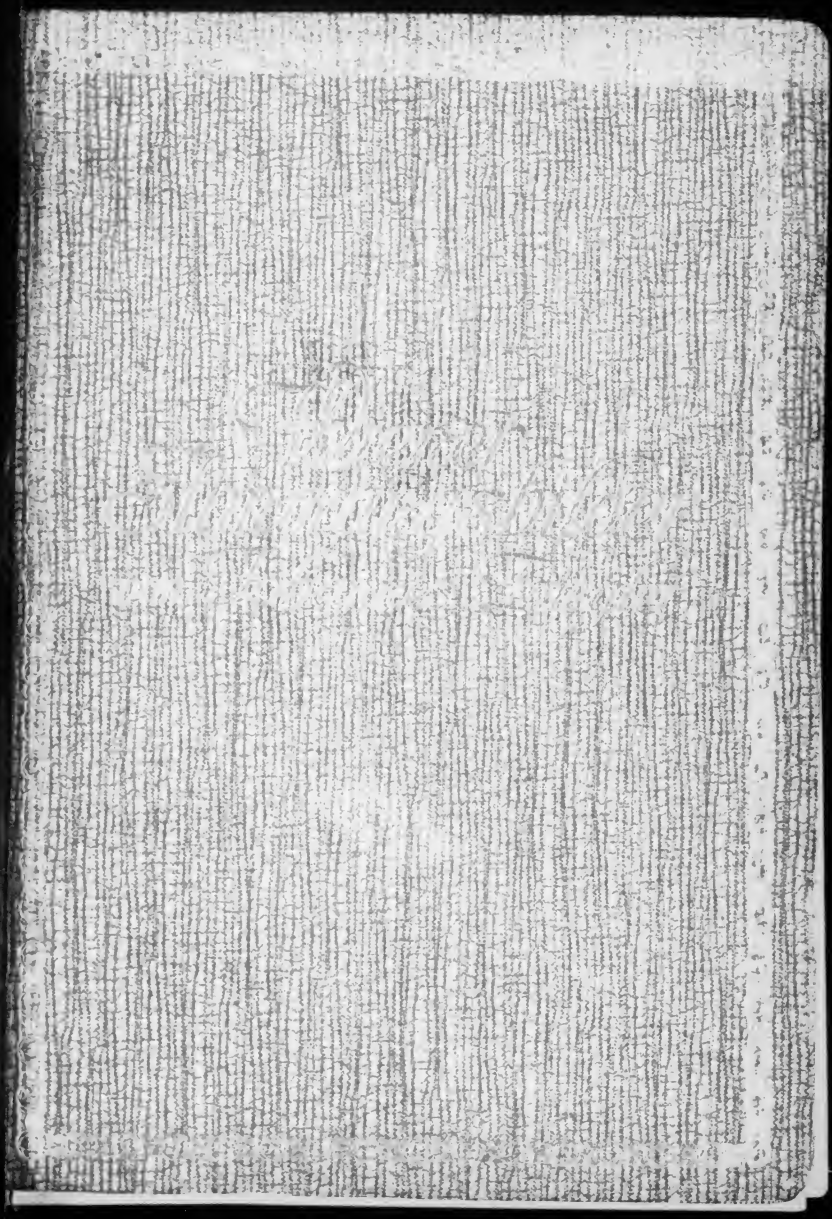
,72365

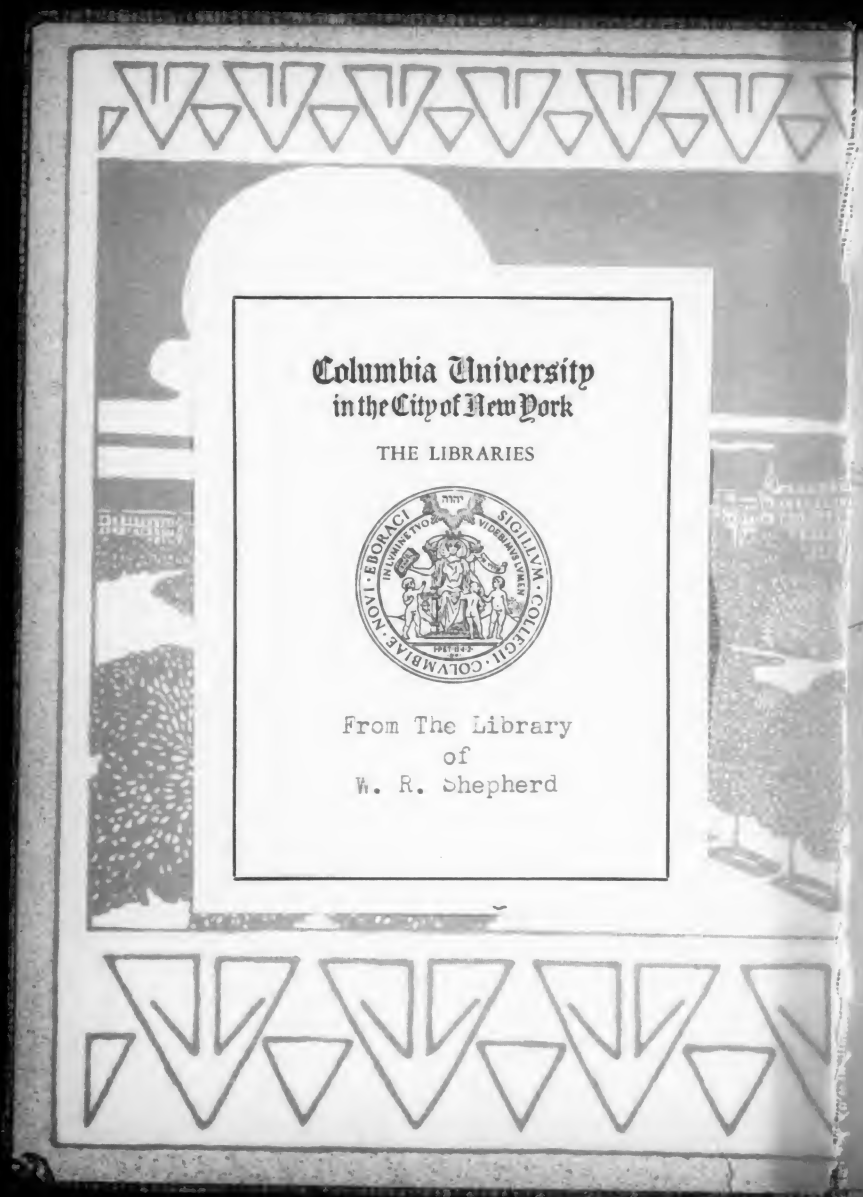
Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6.29.92 INITIALS m.p.c
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
Inches
1 2 3 4 5
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.





Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES

From The Library
of
W. R. Shepherd

Johannes Ziegler

Wiener Stimmungsbilder

Von Johannes Ziegler

Bilder von W. Gause

COLUMBIA

Gerlach & Wiedling, Buch- und Kunstverlag
Wien, I. Elisabethstraße 13

LIBRARY

943V67
Y62

Druck von Christoph Reißer's Söhne, Wien V.

From the Library of
W R SHERIAN
MAY. 1945

Einleitung.

Vom Lebensgange Johannes Zieglers wissen wir, daß er am 8. Februar 1835 zu Hamburg geboren war, dort das Johanneum besuchte und 1855 nach Dänemark ging, um Schiffsbaukunst und Malerei zu studieren. Schon damals schrieb er für die „Kopenhagener Zeitung" Artikel in deutscher Sprache und beschäftigte sich eingehend mit skandinavischer Literatur. Im Jahre 1857 trat er in den Dienst der k. k. Kriegsmarine, zuerst in Triest, dann in Pola, Venedig und 1860 wieder in Triest. Hier ward er in den engeren Kreis Tegetthoffs aufgenommen und übernahm die Herausgabe des „Archivs für Seewesen". In dieser Eigenschaft übersiedelte er später nach Wien, wo er auch das „Jahrbuch der k. k. Marine" herausgab und sich mit Glück an einigen belletristischen Arbeiten versuchte.

Als sein Freund und Chef Tegetthoff eines frühen Todes starb, legte Ziegler sein Amt im Marineministerium nieder und widmete sich von da an gänzlich dem schriftstellerischen Berufe, dem er eines der liebenswürdigsten, vornehmsten Talente zuführte.

Der stille Mann, dem die nachstehenden Skizzen und Stimmungsbilder ihr Leben verdanken, hat unsere Vaterstadt ebenso heiß geliebt wie wir eingebornen Wiener, obgleich er ein Reichsdeutscher, ein Hamburger, und erst als reifer Mann nach Wien gekommen war. Freilich hat er mehr als ein Menschenalter hier gelebt und in seinem ganzen Wesen das Zeug mitgebracht, das weiche, verträumte Bild der schönen Stadt empfänglich auf-

zunehmen. Trotzdem ist es ganz wunderbar, wie Johannes Ziegler alle die feinen Schwingungen dieser komplizierten Stadtseele mitfühlte, Regungen und Stimmungen, denen auch ein Wiener oft unzugänglich bleibt. Manche verwandte Seite mochte in dem Sohne des reichen, genußfrohen Hamburg durch den ähnlich gearteten lebensfreudigen Sinn des Wiener Volkes berührt worden sein. Doch das Verständnis für die innerlichsten Geheimnisse dieser südlich angehauchten Stadt lag wohl in seiner eigenen leisen, behaglichen, künstlerischen Art, die sich von dem „Capua der Geister" wie von einer rasch berückenden fremden Schönen willig gefangen nehmen ließ.

Er hat manches anders gesehen als wir, aber nichts seichter, immer tiefer, manchmal über den augenblicklichen Eindruck hinweg mit einer Beziehung zum Ewigen. Darum wurde er niemals so recht volkstümlich, sondern blieb ein Leckerbissen für die Gebildeten. Seine Darstellung ist vielleicht für Ausländer, die von Wien eine bleibende Erinnerung mitnehmen wollen, die allerbeste.

Da er selbst ein Fremder war, blieb ihm der familiäre Plausch fremd, in den wir Wiener Schilderer oft verfallen, weil wir eben hier zu Hause sind und eigentlich doch nur für die Landsleute schreiben. Er sah das österreichische Wesen durch seine gütigen blauen Augen als ein nordischer Zugvogel, der sich in unserem Frühling ein wohliges Nest gebaut hatte.

Zu seinen sonstigen Vorzügen gesellte sich ein geradezu mustergültiger Stil. Durch den klaren Kristall seiner Sprache sieht man in ein treues, edles Menschenherz hinein. Das vielbesungene goldene Wiener Herz: Johannes Ziegler hatte es zeitlebens in der Brust, ohne ein Wiener zu sein.

Wien, 27. Februar 1907.

Ed. Pötzl.

Vorwort.

Die von meinem Vater geschriebenen Aufsätze über Wien wurden gleich nach ihrer Niederschrift in Wiener Tagesblättern veröffentlicht. Noch zu Lebzeiten meines Vaters erschien ein Teil davon in Buchform unter dem Titel „Wiener Stadtgänge" im Verlage von Robert Mohr, der mit freundlicher Bereitwilligkeit mir vier davon zur Einverleibung in diese Sammlung überlassen hat. Es sind dies: „Mein erster Tag in Wien", „Zur Mittagszeit auf dem Burghof", „Die stille Stadt", „Wien als Wohnort". Die für den vorliegenden Band gesammelten Aufsätze erstrecken sich über einen längeren Zeitraum, doch wurde die Auswahl nur auf Schilderungen beschränkt, die für das gegenwärtige Bild der Stadt und ihre Lebensverhältnisse volle Geltung haben. Möge dieses Buch den Leser in eine freundliche, behagliche Stimmung versetzen. Es wäre dies die wärmste Anerkennung, die ich für meinen Vater, den ich als wahrhaft gut und edeldenkend geliebt und verehrt habe, wünschen würde.

Elise Ziegler.

Mein erster Tag in Wien.*

Es ist schon lange her. Damals war ich ein flaumbärtiger Bursche und noch nicht ausgewachsen. In aller Frühe hatte man mir aus dem Waggonfenster über den Rand der Ebene die Nadel des Stephansturmes gezeigt, und dann bewunderte ich den Kahlenberg als den höchsten Berg, der mir in meinem Leben zu Gesicht gekommen war. Dann langte ich auf dem Nordbahnhofe an und nahm in einem Gasthofe in der Taborstraße Wohnung. In der Nacht hatte ich nicht geschlafen und empfand dennoch keine Müdigkeit, brannte vielmehr vor Neugierde, Wien zu sehen. Natürlich ward aber zuvor gefrühstückt und dies in einem Café, das sich zu ebener Erde in dem Gasthof befand. Das Erste, was ich dort bewunderte, waren die Kipfel, deren Gestalt ich sehr artig fand. Dann sah ich, wie einige Gäste gestopfte Pfeifen erhielten; dies gefiel mir sehr und ich ließ mir auch eine reichen. Dabei hörte ich häufig das Wort „Kapuziner" rufen und wunderte mich darüber.

* Aus: „Wiener Stadtgänge." Verlag von Robert Mohr.

Alles war mir neu; ich kam den ganzen Tag nicht aus dem Wundern heraus. Es war der schönste Morgen im Sommer, als ich dann auf die Taborstraße trat, mit der Absicht, nach dem Stephansturm zu gehen.

Was mir zunächst auffiel, war die Ferdinandsbrücke, dann das Rotenturmtor. Ich ging hindurch und stand vor dem Laurenzerberg. Außer meiner Vaterstadt hatte ich noch keine großen Städte kennen gelernt als Kopenhagen und Berlin, die beide so flach sind wie ein Teller. Ich staunte daher über die steile Straße; da ich sie aber für den einzig nächsten Weg nach dem Stephansturm hielt, so stieg ich getrost hinan. Auf dem alten Fleischmarkt sah ich Griechen und Türken. „Aha," dachte ich, „da kann man sehen, wie viel näher schon das Morgenland ist." Dann gewahrte ich, wie eine Menge Leute in ein Haustor hineinging. Ich ging ihnen nach und kam an der entgegengesetzten Seite wieder zum Vorschein, dann in die Köllnerhofgasse und den Regensburgerhof und dann in die anderen Durchlässe. Solche Verbindungen zwischen den Straßen und die kleinen Verkaufsgewölbe darin waren mir noch nicht vorgekommen, und da ich an mehreren Parfümerieladen, die einen angenehmen Duft ausströmten, vorüberkam, glaubte ich, ganz Wien müsse einen vorzüglichen Geruch haben.

Kirchen an Werktagen geöffnet zu sehen, ist dem Protestanten eine fremde Erscheinung. Mit einiger Furcht, als Ketzer sofort wieder hinausgewiesen zu werden, trat ich in den Stephansdom. Sein Inneres machte auf mich den Eindruck des Erhabenen und Geheimnisvollen. Diese Quaderwände, diese Säulen, das herrliche Chorgestühl und der Altar, die farbigen Fenster, die brennenden Kerzen, die heilige Dämmerung; wie malerisch und warm war dies gegen unsere kahlen, weißgetünchten Kirchen mit den, wie Heine sagt, hellen Vernunftscheiben! Aber sehr mußte ich, der ich nie anders als in meinem besten Rock in eine Kirche gekommen war, mich wundern, daß hier auch Leuten im schäbigsten Alltagsgewande, sogar Frauen mit Körben, der Eintritt gestattet war.

An das Knien der Andächtigen war ich auch nicht gewöhnt. Das Muttergottesbild mit den gewidmeten Kerzen davor ist heute noch da und wie heute knieten fromme Mädchen dort und berührten beim Fortgehen das Drahtgitter des Bildes voll Ergebenheit. Das gefiel mir sehr gut und ich fühlte mich leise angefrömmelt. In ehrfurchtsvoller Scheu trat ich wieder auf den Stephansplatz hinaus.

Erstaunt war ich über die Menge Gold, das man an den Häusern sah. Anderswo zeigten die Firmatafeln der Geschäfte weiße Buchstaben auf schwarzem Grunde oder umgekehrt, hier war alles schwarz und golden, wodurch die Straßen ein lebhaftes, warmes Aussehen erhielten, wie es ja auch noch jetzt ist. Den Graben konnte ich als alten Bekannten begrüßen. Ich hatte in der Kindheit einen großen Guckkasten, darin war er in seiner malerischen Pracht abgebildet samt dem Denkmal mit den steinernen Wolken. Das Kaffeehaus auf dem Stephansplatz hieß damals Café Français. Mehr aus Neugierde, als weil ich der Erfrischung bedurft hätte, ging ich hinein. In einer Ecke sah ich eine Gruppe von Herren um zwei Schachspieler versammelt, die ihre Sache sehr gut machten. Da ich für das Schachspiel eingenommen war, auch selbst nicht übel spielte, so sah ich zu. Nach einer Weile redete mich ein junger Herr an und fragte, ob ich vielleicht eine Partie mit ihm zu spielen wünsche. Ich sagte „ja, sehr gern", worauf er weiter fragte, ob wir die Partie um einen Gulden spielen wollten. Ich hatte wohl nie zuvor Schach um Geld gespielt, dachte aber, daß dies in Wien so Sitte sei, und sagte ja. Die erste Partie gewann ich, die zweite verlor ich mit Ehre, dann spielten wir noch zehn Partien, die ich sämtlich im Handumdrehen verlor. Der junge Herr, ein äußerst gewandter Spieler, hatte mich in sein Garn gelockt und mochte wohl auf diese Weise seinen Lebensunterhalt verdienen; es ist aber das einzige Mal in meinem Leben, daß ich einem Bauernfänger in die Hände geraten bin.

Zuerſt war ich verſtimmt über dieſen Vorgang, dann aber dachte ich: „Einmal und nicht wieder", und gewann damit meine Fröhlichkeit zurück. Ich kam auf die Brandſtätte, wo es mir außerordentlich gut gefiel, denn an beiden Enden dieſes Platzes war je ein Gaſthaus, vor welchem die Leute im Freien ſaßen und ſchmauſten. Ich ließ mich an einem Tiſch vor dem Gaſthaus „Zur deutſchen Eiche" nieder und bewunderte zunächſt die kleinen Kellnerbuben; ſolche Knirpſe in ſchwarzem Frack waren mir noch nie vorgekommen. Dann die ſchönen Biergläſer, von denen es zwei Arten gab, beide ohne Henkel. Die ſchlankere Sorte zeigte im Profil einen Kreisabſchnitt, die konkave Seite nach außen gekehrt, die gedrungene Sorte erinnerte an die Form des Glaſes einer Sanduhr; beide waren mit runden Facetten geziert und wurden beim Trinken in der Mitte umfaßt. Die ſchönen Gläſer, welche eine halbe Maß enthielten, ſind dann verſchwunden und haben den jetzigen zylindriſchen mit dem Henkel Platz gemacht. Auch die Flaſchen und Weingläſer erregten Aufſehen bei mir. Innerhalb ihrer Glaswandung hatten ſie in regelmäßigen Abſtänden elliptiſche Bläschen, was ihnen ein taufriſches Anſehen verlieh. Auch ſie ſind verſchwunden. Die Speiſekarte machte mir vielen Spaß. Ich hatte nicht gewußt, daß man aus Kalb und Lamm Eigenſchaftswörter bilden konnte. Darum brachte mich der „kälberne" und „lämmerne" Braten ſo zum Lachen, daß die befrackten Kellnerbuben mich von der Seite anſahen, offenbar in der Meinung, daß ich nicht recht bei Troſt ſei. Die muntere Geſprächigkeit und die flinke Art der Dienerſchaft gefielen mir, der ich an nordiſche Zurückhaltung und Bedächtigkeit gewöhnt war, ganz außerordentlich.

Als ich nun mit Eſſen und Bewundern fertig war, beſchloß ich, den Architekten Theophilus Hanſen aufzuſuchen. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an ihn von ſeinem Bruder, der an der Kunſtakademie zu Kopenhagen mein Profeſſor geweſen war. Hanſen baute damals im Vereine mit ſeinem Schwager Förſter das

Waffenmuſeum im Arſenal und wohnte in der Marokkanergaſſe. Mich auf meine Findigkeit verlaſſend, ging ich die Wollzeile hinab und gelangte allmählich an die Verbindungsbahn im Bette des ehemaligen Wiener-Neuſtädter Kanals, eine Gegend, in der ich jetzt jeden Winkel kenne, da ich dort ſchon ſeit zwölf Jahren wohne. Zu jener Zeit ſtaunte ich, daß eine Eiſenbahn ſo tief im Einſchnitt fahre, wie ich ſpäter mich wunderte, daß man bei der Südbahn ein Stockwerk hoch ſteigen mußte, um abzufahren. Man wird ſich kaum einen Begriff davon machen können, wie ſehr ein im Flachlande Geborener und Aufgewachſener von ſolchen einfachen Terrainverhältniſſen überraſcht wird, vielleicht ebenſo, wie ein im Gebirge Geborener vom erſten Anblick der See. Ich ging immer weiter und ſtand ſchließlich auf dem Rennweg, wo meine Findigkeit ihr Ende fand.

Aber es war doch nicht gar weit von der Marokkanergaſſe, die ich durch Fragen erreichte. Das Haus, in welchem Hanſen wohnte, war auch für mich etwas Neues; es hatte im Innern einen ziemlich weiten Hof, in deſſen Mitte ein Beet mit Gebüſch und Blumen war. Eine ſolche Einrichtung hatte ich noch nie inmitten einer großen Stadt geſehen und ich bewunderte ſie ſehr. Es war auch ſo ruhig da. Die Fenſter von Hanſens Wohnung gingen auf dieſen Hof. Wie er ſchon war und immer geblieben iſt, empfing Hanſen mich freundlich und lebhaft und ich mußte ihm und ſeiner Schweſter alles Mögliche von Kopenhagen erzählen, das ich ſo friſch verlaſſen hatte. Ich ſagte ihm dann, daß ich nach Trieſt wolle. Nachdem ſie mir Wein und Kuchen vorgeſetzt hatten, meinte Hanſen, wir könnten ſogleich nach Kloſterneuburg fahren, wo er mir eine wirkſame Empfehlung an einige Herren von der Kriegsmarine verſchaffen wolle. Damals beſaß Öſterreich noch eine Flottille von leichten Kanonenbooten auf der Donau ſowie auch in den Lagunen von Venedig und auf dem Gardaſee. In Kloſterneuburg befand ſich die Werft, auf welcher die Donauboote gebaut wurden, und der Direktor dort war der Hauptmann vom

k. k. Schiffbaukorps Andresen, auch ein Däne. Diesem wollte Hansen mich vorstellen.

Als ich mit dem Wein und Kuchen fertig war, machten wir uns auf den Weg nach dem Minoritenplatz, wo damals und noch lange darauf die Stellwagen nach Klosterneuburg abgingen. Dieser stille Platz mit den stattlichen Palästen und der Menge Tauben, mit dem kleinen Gasthaus „Zum Fasan" und dessen ausgebogenen Fenstergittern war ebenfalls für mich ganz etwas Neues. So auch der Stellwagen in seiner Form und rötlichen Farbe. Dieser füllte sich bald mit wienerisch sprechenden Leuten, und wir fuhren ab. Es war wunderschönes Wetter. Auf meinen Wegen hatte ich die Virginiazigarren bemerkt, die mir wegen ihrer Länge und Dünnheit auffielen, und ich hatte mir eine davon gekauft. Diese zündete ich jetzt an. Aber ich wußte nicht, daß darinnen ein Halm sich befand, den man zuvor herausziehen mußte. Sie hatte natürlich keine Luft, ging immer wieder aus, so daß ich wenig Gefallen daran fand. Bis Nußdorf quälte ich mich damit ab, dann warf ich sie aus dem Wagen mit dem Entschluß, nie in meinem Leben wieder ein solches Ding anzurühren.

Als wir in Klosterneuburg ankamen, sagte Hansen, daß wir uns nun zunächst stärken müßten. Er führte mich in den Garten des Klosters, wo sich zu meinem Erstaunen ein Wirtshaus befand. Es war aber ganz anders wie jetzt. Man saß unter schattigen, hohen Bäumen, unfern von einer Mauer, unter der sich eine Bank hinzog. Stieg man auf diese Bank, so konnte man über die Mauer blicken, sah auf Klosterneuburg hinab und auf die ganze Gegend, die mich entzückte. Hansen ließ nun eine große Schüssel vorzüglichen Schinken kommen und je mehr wir davon verzehrten, desto höher stieg unser Durst, der mit Wein gelöscht ward. Dieser Wein stand wie Gold im Glase und war lieblich zu trinken. Wir konnten nicht genug davon bekommen. Schließlich nahm aber doch das „Stärken" ein Ende und wir gingen zu dem Hauptmann Andresen. Ich brauchte meine ganze Kraft, um bei der Vorstellung

keinen Schritt zu viel zu machen; damals war ich noch nicht an das starke Zechen gewöhnt. Aber alles ging gut, und wenn Andresen sich auch seinen Teil denken mochte, so war er doch ein alter Seemann, der solches nicht auf die Wagschale legte.

In dem Hause, vor welchem der Stellwagen zur Rückfahrt wartete, erblickte ich ein Mädchen, das aussah wie die sixtinische Madonna; sie hatte auch ein Kindlein auf dem Arm, dessen Hemd hinten offen war. Das Ganze war eine unvergeßliche Erscheinung. Wir fuhren dann nach Wien zurück und Hansen begleitete mich durch die Rotenturmstraße, deren oberer Teil damals Bischofsgasse hieß, bis an die Ferdinandsbrücke. Der Abend kam und ein Gewitter stand am Himmel, das willkommen war, denn die Luft war schwül. Als ich den Gasthof betreten hatte, prasselte das Donnerwetter herab; das klatschende Geräusch des Regens war das einzige an diesem Tage, das ich in Hamburg, Berlin und Kopenhagen in gleicher Weise schon erlebt hatte. Alles übrige war anders gewesen. So verging mein erster Tag in dieser herrlichen Stadt.

Wien als Wohnort.*

Ganz und gar zufrieden ist niemand mit der Stadt, in der er wohnt, und sei sie auch noch so schön und dazu seine Vaterstadt. Er hat immer etwas auszusetzen und wünscht zu den ihren noch die Vorzüge anderer Städte herbei. Baut er Luftschlösser, so fordert er für sie den Sommer Kopenhagens und den Winter von Nizza, die Täler des Wiener Waldes und den Strand von Scheveningen, Hochquellenwasser zum Trinken und Salzwasser zum Baden und Gott weiß was noch alles. Es wäre ja auch recht schön, aber es geht einmal nicht. Wenn man der Vorzüge anderer Städte teilhaftig werden will, muß man dahin ziehen. Aber da hat man denn auch vieles mit in den Kauf zu nehmen.

Nach langjähriger Abwägung der Annehmlichkeit ganz verschiedener Städte bin ich zu der festen Überzeugung gelangt, daß Wien als Wohnort allen anderen vorzuziehen sei. Ich will auch später sagen warum. Zum Teil geht es aus dem Folgenden

* Aus: „Wiener Stadtgänge". Verlag von Robert Mohr.

hervor. Ich möchte beispielsweise nicht in London leben; es ist eine große Wüste für den, der dort nicht alle Wege kennt. Viel Regen im Sommer, ungeheurer Nebel im Winter, „Halsabschneidewetter", wie man dort sagt. Großartiger Verkehr auf der Themse und in den Docks. Gewiß. Aber daneben der traurige Sonntag und die vielen Schrullen der Engländer bei ihrem sonst so vorzüglichen Charakter und dem superben Rindfleisch. Trinkwasser ist dort auch nicht besonders gut. In Paris ebenfalls nicht. Hier mein Zelt aufzuschlagen, würde ich nicht unternehmen, denn alles wäre mir hier noch fremdartiger als in London, und Jahre könnten vergehen, ehe ich Behagen fände. Frankreich ist imposant. Dies weiß jeder, der auch nur einen Teil seiner Literatur kennt, und man kann es sogar lieben, wenn man mit Montaigne vertraut ist. Aber der Groll der Durchschnittsfranzosen der Gegenwart darüber, daß man sie 1870 nicht nach Berlin promenieren ließ, kommt mir ebenso ungerecht wie possierlich vor und die Folge dieses Grolles, der Widerwille gegen alles Deutsche, würde mir Paris als Wohnort verleiden. Rom hat wohl vorzügliches Trinkwasser, aber „Wasser allein tut es nicht", wie Luther sagt. Dem bildenden Künstler und dem Altertumsforscher ist der Aufenthalt dort nützlich, aber der Unkundige findet dort nicht viel mehr als im Sommer arge Hitze und die Fieberluft aus den Sümpfen der Campagne. In Neapel ist zu viel Lärm in den Straßen, zu viel irdischer Schmutz und zu viel himmlische Reinheit, ein fast beständiges wolkenloses Blau, das unerträglich werden kann.

Dies wären zunächst die großen Städte, die in Betracht kommen. Von Petersburg soll hier nicht die Rede sein; kein vernünftiger Mensch geht dahin, wenn er dort nichts zu suchen hat. Berlin mit seinen Vorzügen und Mängeln kennt jeder. Kommen wir zu was anderem. Ich habe einmal ein Jahr in Venedig gelebt. Von den Schönheiten dieser merkwürdigen Stadt zu reden, ist überflüssig. Ich wohnte in einem kleinen Palast am Campo San

Maurizio, einem Platz von melancholischer Stille, die nur manchmal durch Glockengeläute naher Kirchtürme heftig unterbrochen ward, oder von dem klatschenden Geflatter der Tauben, oder von dem Ruf des Gefrornenverkäufers. War er verschwunden, so saßen die Tauben still auf dem Dach; schwiegen die Glocken, dann trat wieder empfindliche Ruhe ein. Im Sommer litt ich von der Hitze und bekam von der Ausdünstung der Kanäle Lagunenfieber. Im Winter fror mich, denn der Kamin war zwischen den Fenstern und gab kaum Wärme. Zuflucht suchte ich in den Kaffeehäusern am Markusplatz, aber sie rochen nach Tabakrauch und übergelaufener Milch. In den engen Gassen hat jede Jahreszeit einen Mißgeruch. Freilich sind der prachtvolle Markusplatz, die Riva dei Schiavoni, der große Kanal und die Rialtobrücke mit dem lebhaften Verkehr da, auch der herrliche Strand des Lido, aber sie können nicht für all das andere entschädigen. Die Liebenswürdigkeit der Venetianer kann es ebenfalls nicht.

Einmal habe ich mehrere Jahre in Triest gewohnt. Dort ist es im Sommer gar fürchterlich heiß. Im Winter blasen dort der Borasturm, dessen Kälte durch Mark und Bein geht, und der erschlaffende Scirocco. Frühling und Herbst sind wunderschön. Die Stadt ist vorzüglich gepflastert und reinlich und größtenteils gut gebaut, die Umgegend bis nach den Schlössern Miramar und Duino einerseits und der Bucht von Muggia anderseits anziehend genug. Früher konnte man im Meere weit hinausschwimmen und sich von den Wellen wiegen lassen; doch seit die großen Haie durch den Suezkanal aus dem Roten Meere bis nach Triest gekommen sind, geht es nicht mehr. Diese verleiden das Wasser, und ein Teil der italienischen Triester, welcher der deutschen Bevölkerung feindselig ist, verleidet den Aufenthalt in der Stadt. So schön wie Triest, vom Meere aus gesehen, liegt Christiania, nur daß jenes blendend weiß, dieses von den vielen Ziegelbauten rötlich erscheint. In Norwegens Hauptstadt habe ich auch gelebt, wurde aber durch drei Übelstände vertrieben: durch die übermäßig hellen

Sommernächte, die kurzen Wintertage und durch den absoluten Mangel an Wirtshäusern, Hotels ausgenommen. Mit den beiden ersten Kalamitäten hätte ich mich zur Not abgefunden, mit der dritten nicht; da hört alles auf. In schwedischen Städten ist es fast ebenso. Beinahe nichts als Punsch und Sodawasser und wenn auch der schwedische Punsch ein äußerst feines Getränk ist, so hat man wegen seiner Süße doch bald genug davon.

In Kopenhagen ist es weit besser bestellt. Scharfe Getränke aller Art gibt es dort hinreichend. Ich habe in dieser angenehmen Stadt zwei Jahre gewohnt und fühle mich jetzt in diesen Zeilen zum ersten Male versucht, ihre Reize denen von Wien entgegenzuhalten. Die schöne Lage am Sund, die herrlichen Buchenwälder, die ihre Wurzeln bis zum Meeresstrand erstrecken, das heitere Wesen und die Artigkeit der Bevölkerung, welche wohl dem Deutschen der Wegnahme Schleswigs halber grollt und dem Österreicher wegen des Verzichtes auf die Durchführung von »Prager Fredens Paragraph fem« auch etwas nachträgt, doch dies der einzelnen Person nicht entgelten läßt, dann ihr Sinn für bildende Kunst und Musik, alles dies macht, daß man dort glücklich leben kann. Aber zwei Mängel fallen im Vergleiche mit Wien zu ungunsten der dänischen Hauptstadt in die Wagschale: die milde Jahreszeit ist dort um zwei Monate kürzer und dann gibt es dort keinen heurigen Wein.

Jetzt kommt aber ein schwereres Geschütz angefahren: die freie Reichs- und Hansestadt Hamburg. Dort habe ich einmal zwanzig Jahre gewohnt. Es ist eine gewaltige Stadt, in der ein ungeheures, mannigfaltiges Leben pulsiert. Der Verkehr in den Straßen und auf dem Wasser — den Hafen hier nicht inbegriffen — ist groß und geräuschvoll, manchem zu arg. Aber man kann ihm ausweichen, denn er beschränkt sich auf einen, allerdings bedeutenden Teil der Stadt. Der andere Teil ist fast idyllisch zu nennen: Stilles Wasser, Schwäne, Schilfgeflüster, dichte Alleen, Villen in schweigsamen Gärten. Als ärgster Gegensatz hiezu das

Treiben im Hafen und draußen auf der Elbe, die abgehenden und ankommenden Schiffe, die ungeheuren Amerikadampfer, der laute Kommandoton, das Aufsingen der Matrosen, der Lärm beim Kalfatern der Schiffe, die pfeifenden und brüllenden Dampfsignale. Es ist ein starkes, aber fast harmonisches Geräusch. In der Stadt eine Fülle von Lokalen mit den Leckerbissen aus nahen und den fernsten Gegenden der Erde und mit allen nur möglichen Getränken, unter denen nur eines fehlt. Die Annehmlichkeiten dieser Stadt lassen sich mit kurzen Strichen gar nicht umschreiben. Jetzt die Frage: Ob ich dort für immer wohnen möchte? Recht gern, aber ich ziehe Wien vor. Nicht ganz so wie in Kopenhagen, aber fast so spät zieht in Hamburg der Frühling ein, und so bald kommt der Herbst. Dann ist es dort zur Sommerszeit, wohl infolge des vielen Wassers, sehr schwül. Dann erhält man dort so zahlreiche Einladungen, die man nicht gut ausschlagen kann und durch die man eines Teiles seiner Freiheit beraubt wird. Das ewige Schmausen ist auch nicht jedermanns Sache. Da wird bei fast allen Gesellschaften vorausgesetzt, daß man Karten spielen und beim Whisttisch die vierte Person abgeben könne. Wie steht man da, wenn man mit Spielkarten nicht Bescheid weiß! Und dann ist, im Gegensatz zu der feineren Bevölkerung, in Hamburg das sogenannte niedere Volk nicht sehr zart, namentlich „an de Waterkant". Schließlich — hier hätte ich beinahe eine abgenützte englische Redensart hingesetzt — fehlt auch der Heurige mit seiner Poesie.

„So gehn wir halt nach Nußdorf 'naus." Ja, Wien! In dieser Stadt ist durchgehends auch das sogenannte niedere Volk fröhlich und freundlich. Wie der Hamburger, ist der Wiener in hohem Grade vergnügungssüchtig; in letzter Zeit nach der Vorschrift „Zuerst das Geschäft, dann das Vergnügen". Dies war früher umgekehrt. Was die Einladungen anbelangt, so sagte mein verstorbener Freund Theophilus Hansen, der mehr als vierzig Jahre in Wien gewohnt und sonst viele Städte gesehen hat, mir mehr

als einmal: „Nirgends lebt man so frei wie hier; will man Einladungen annehmen, so ist es gut, lehnt man sie ab, so wird es nicht übel genommen." Mit Kartenspiel bin ich bei Gesellschaften in Wien noch nie in Verlegenheit geraten. Es gibt hier auch Wirtshäuser genug, dazu kein Lagunenfieber, keine Bora, keinen Scirocco, keine Haifische, keine Irredentisten. Dagegen gibt es in Wien mehr schöne Frauen als anderswo, selbst in Venedig und Kopenhagen. Dann Musik und Theater in Vollkommenheit. Mitte April werden die Bäume grün und weit in den Oktober hinein sitzt man im Freien zu Nußdorf beim jungen Wein. Unser Hochquellenwasser ist so gut wie das in Rom. Aber nicht alle Vorzüge kann ich aufzählen und versuchte ich es, so bliebe schließlich noch in Wien ein Etwas, das nicht leicht zu ergründen ist, das jedoch unwiderstehlich anzieht und festhält. Diese Andeutung erscheint als nicht recht klar; hoffentlich liegt in ihr die einzige Undeutlichkeit dieser Auseinandersetzung. Die größten Gelehrten wissen ja auch die Liebe nicht gründlich zu deuten, die wir für Frauen empfinden. Wie soll man da den geheimen Reiz einer Stadt erklären?

Meine Gasse.

Viele Jahre hindurch habe ich auf die Gasse, die ich ihrer Länge nach aus meinen Fenstern übersehen kann, liebevolle Aufmerksamkeit gerichtet, morgens und abends und in der Nacht, zur Frühlingszeit und beim Schnee des Winters. Und doch ist sie nicht viel anders als die meisten Gassen Wiens. Sie blickt auf eine Hauptstraße hinaus und auf ein Palais dort, hinter dem ein Park sich weit ausdehnt. Es geht auch nichts Besonderes vor in dieser Gasse, ausgenommen, daß manchmal schöne Pferde erscheinen, geritten von Damen oder Prinzen aus den nahen Palästen, oft auch nur von Reitknechten. Von den Häusern ist auch nichts Bemerkenswertes zu melden. Am Ende der Gasse steht ein ältliches Gebäude, das, glaube ich, der Kirche gehört und von emeritierten Geistlichen bewohnt ist. Aus seinem Garten ragt ein üppiger Kastanienbaum über die Mauer, den Weg beschattend. Dann ist noch ein Haus da, durch dessen Einfahrtstor man einen Hof sieht mit einem Wald von Oleandern, die im Sommer mit ihren roten Blüten

wunderschön sind. Schließlich ist noch ein niedriges, altmodisches Wirtshaus zu nennen, in dessen Garten wohl hohe Bäume stehen, das mir aber nicht fein genug ist; geht man da vorbei, so sieht man durch die Fenster rote Tischtücher mit blauen Blumen. Wenn es darin nur was Gutes zu trinken gäbe, ginge man ja gerne durch dick und dünn; aber nein, es ist nichts dort.

Oft lehnte ich, auf die Ellbogen gestützt, frühmorgens im Fenster, wenn unten noch alles im Schatten lag, während das Sonnenlicht schon über die Dächer rieselte. Welche Stille und wie leer! Aber dann bemerkt man unten eine Bewegung. Durch das lichte Laub der überhängenden Akazienzweige kommt etwas Langsames daher mit blanken Knöpfen und schimmernder Helmspitze. Es ist ein Wachmann. Er hat schlohweiße Handschuhe an. Was hat er in aller Frühe schon mit schlohweißen Handschuhen zu erscheinen? Mit scharfem Auge blickt er an den Häusern hinauf, um ein flatterndes Staubtuch zu erspähen und es „aufzuschreiben". Nichts ist da. Überall sind noch die Fenster zu! Ein Kater ist vom Garten her auf die Mauer gesprungen, blickt gedankenvoll auf den Wachmann hinab, schüttelt den Kopf und springt in den Garten zurück. Dann geht auch der Mann fort, langsam, langsam. Darauf tritt wieder vollkommene Ruhe ein.

Sobald der Wachmann und der Kater nicht mehr sichtbar sind, kommen einige Tauben und machen sich auf der leeren Promenade breit. Was sie dort suchen, weiß man nicht. Vielleicht wissen sie es selber nicht, denn nach einer Weile fliegen sie wieder fort. Dann kommt allmählich Leben. Mädchen erscheinen, um Milch zu holen. Die Bäckerburschen kommen, jeder mit einem Korb voll frischer Semmeln. Zeitungsausträger eilen daher, um in den Häusern hinaufzusteigen und die noch feuchte Tagesliteratur den Leuten an die Wohnungstür zu stecken. Ein Postdiener mit orangefarbigen Aufschlägen geht schon früh in sein Amt und raucht dabei aus der Pfeife. Wagen voll Blechkannen rollen mit Getöse heran, andere voll klirrender Siphons; wieder andere beladen mit Bade-

wannen und Fässern voll Heilwasser, die den Leidenden ins Haus gebracht werden, geben einen dumpfen Ton von sich. Von der Hauptstraße hört man das Brausen der ersten elektrischen Wagen und den gellenden Klang ihrer Warnungsglocke. Sie erscheinen mit ihrem tiefen Rot einen Augenblick vor der Mündung der Gasse und sind dann wieder verschwunden. Oft habe ich versucht, nach dem Geräusch ihrer Räder vorher zu bestimmen, ob sie von der rechten oder linken Seite herkommen, aber es wollte nicht gelingen.

Hier könnte jemand sagen: Einer, der nach solchen Dingen forscht und es dem Papier anvertraut, muß viel Zeit haben. Ach Gott, nein! Es kommt ganz von selbst und es fällt einem allerhand dabei ein! Und dann? Hat nicht Diderot eine ganze Abhandlung über seine alte robe de chambre geschrieben? Ja freilich! Diderot! Gut, ich gebe es zu, die Verschiedenheit ist groß, aber meine Gasse ist fast hundertmal so lang als Diderots alter Schlafrock. Er liebte ihn und der schöne, neue war ihm zuwider: „Ma vieille robe de chambre; pourquoi ne l'avoir pas gardée? Elle était faite à moi; j'étais fait à elle." So ergeht es mir mit meiner Gasse; sie ist mir ans Herz gewachsen und die neue, obwohl viel schöner, ist mir fremd. Und wie Diderot von seinem alten Schlafrock und von den Spuren des langen Gebrauchs schmerzlich Abschied nahm, so werde ich das Tönen der Straßenbahn und die roten Tischtücher mit den blauen Blumen in dem Wirtshaus vermissen, obwohl ich an deren Abnützung niemals teilgenommen habe.

Andere Leute sitzen im Theater und blicken auf die Bühne. Sie haben Zeit dazu. Ich nehme mir die Zeit zu meinem Schauspiel am Tage, wenn ich von der Tätigkeit eine Weile ausruhen will. Es ist ein unschuldiges Schauspiel. Jetzt kommen wie auf Verabredung ganze Scharen von Menschen daher, die nach der Inneren Stadt gehen. Es ist eine sehr gemischte Gesellschaft, in etwas vernachlässigter Kleidung; da einige von ihnen Schürzen vorhaben, kann man sie vielleicht dem Hausknechtsstande oder dem Wasserer-

berufe zuzählen. Doch sieht man immer schönere Leute. Gegen sieben Uhr erscheinen schon welche mit weißem Hemdkragen und gelben Schuhen, dann beginnt eine wahre Völkerwanderung. Unzählig ist die Menge der jungen Ladendiener und Kassierinnen, die um acht Uhr auf ihren Posten sein müssen. Namentlich bieten die Mädchen einen wohltuenden Anblick mit ihrer schlanken Gestalt und mit den rosigen Händen ohne Handschuhe; keine trägt Handschuhe.

Wenn alle vorüber sind, ist der Verkehr wie weggeblasen und es bleiben nur einige halbblinde und halbgelähmte Herren übrig, die, mühsam auf einen Stock gestützt, hier, wo keine Gefahr von Wagen droht, ihren Morgenspaziergang machen und sehnsüchtig nach der Stätte blicken, wo im Schatten der Akazien früher die gastliche Bank war. Auf einmal blicken sie zum Himmel empor, dem heiteren, blauen.* Vom nahen Arsenal her schwebt, durch den linden Südostwind getrieben, der Ballon „Meteor". Er zeigt sich als eine große Kugel und auf seiner blanken Haut spielt der Sonnenschein. Tief unter ihm hängt der Korb, über dessen Rand einige Personen mit weißen Mützen sichtbar werden. Langsam und majestätisch streicht er dahin, dem Eigenwillen des Windes folgend, wie eine feierliche Parodie der Hilflosigkeit des Menschen im Fluge durch die hohe Luft.

Manchmal ist die Gasse plötzlich voll von Kindern. Sie kommen aus einer nahen Schule, die Mädchen still mit einander plaudernd, die Knaben voll Ungestüm. Sie stoßen, raufen und rennen anderen Leuten vor den Leib. Kinder weichen nicht aus. Aber sie werden es einmal lernen, wenn sie groß sind und die Welt mit ihnen nicht viele Umstände macht. Was wird ihre Zukunft sein in dem großen Gedränge, das immer mehr zunimmt? Nicht ohne Wehmut kann ich sie betrachten.

Jetzt kommt ein kleiner Mann; er ist bis zu den Schultern kaum einen Meter hoch und sehr breit. Jeden Tag nach zwölf und nach sechs geht er durch meinen Meridian. Er ist sauber ge-

kleidet, sehr respektabel, aber er sieht so geometrisch aus wie ein Parallelepipedum mit einer Kugel und einem Zylinderhut darauf. Ist der viel zu kurze Mann glücklich? Er muß zu allen hinaufsehen und trifft dann wohl manchmal auf einen mitleidigen Blick, der ihm durch die Seele geht. Warum muß er in solcher Gestalt durch das Leben wandeln? Wo ist die Fürsorge der Götter? Steht er allein in der Welt oder liebt ihn eine oder die andere? Oder wird er von den Frauen belächelt? Wie man auch fragen mag, eines ist gewiß: Freude wird ihm auf seinen Wegen nicht viel zu teil. Und das Fräulein da aus der Nachbarschaft, mit der schlanken Gestalt, mit dem schönen Schritt der Füßchen, mit den Kleidern so fein und mit dem großen weinroten Fleck auf der einen Seite des Gesichtes, der ihr von den Augenbrauen bis zum Kinn reicht, wird sie vielleicht mit diesem Schmuck zufrieden sein? Grämen wird sie sich und weinen, wenn sie sich im Spiegel sieht. Nicht alles ist gut, was man vom Fenster sieht, und wenn mir Tränen zu Gebote stünden, hätte schon manche das Zinkblech, mit dem das Gesims davor bekleidet ist, auf eine klägliche Weise angefeuchtet.

Oft wird man verstimmt von dem, was man sieht, oft auch von dem, was man hört. Nachmittags ist meistens Ruhe da unten auf der Gasse. Aber dann schleicht was heran mit leise knisterndem Ton. Es ist ein Wägelchen, leicht gebaut, mit Federn, auf welchem ein Leierkasten schwankt. Zwei Männer sind dabei; der eine zieht voran, der andere schiebt nach. In ein Haustor wird eingeschwenkt und dort Posto gefaßt und dann beginnt ein solches Dröhnen, Gurgeln, Brüllen und Kreischen, daß man entsetzt das Fenster zumacht. Aber nicht genug damit. Von der Hauptstraße biegt noch eine dieser Teufelsmaschinen um die Ecke; zuerst zögernd, weil ihre Führer den Konkurrenten hören. Aber nur vorwärts, hinein in das Tor des Hauses mit den Oleandern und dann beginnt auch dort der Lärm und die Töne von hüben und drüben gurgeln, dröhnen, kreischen und brüllen sich gegenseitig an. Dazu

heult der große schwarze Hund des Greislers im Zwölferhaus im Baß und die winzigen Vereckleins der Hundemama im Neunerhaus heulen in den höchsten Tönen. Da helfen die geschlossenen Fenster nicht, da beben die Perlchen in der Zirbeldrüse und die Seele bebt mit und sinkt samt dem Körper in die Ecke des Sofas.

Heiliger Platzregen, komm herab und jage diese Musik in alle Ewigkeit! Es wird gesagt, daß die Drehorgeln aussterben sollen. Es wäre ganz gut, aber in Wahrheit tun mir die beiden Männer leid, wenn sie mitsterben müssen. Der eine dreht mit einer Ausdauer, die höchst achtungswert ist, und der andere, welcher absammelt, weiß sich so artig zu benehmen. Wie er dasteht, mitten auf der Gasse, den Vorübergehenden leichte Verbeugungen macht, vor ihnen die Kappe zieht und diese in edler Bewegung schwenkt, und wie zart ist der Übergang vom Gruß bis zum Auffangen der kleinen Honorare mit der Kappe. Dann blickt er an den Häusern auf, nach den Fenstern, nach dem Auditorium oben. Auch von dort fliegen ihm Beiträge, in Papier gewickelt, freundlich zu. Auf dem Dache des niedrigen Wirtshauses machen die Katzen auch zuweilen Musik, sie heulen und pfauchen einander an, doch absammeln tun sie niemals und dies nimmt der Sache den einzigen Reiz. Die Werkelleute haben gute Einnahmen; daß sie diese später entbehren sollen, ist mir wieder nicht recht. So wendet sich der Mensch immer von neuem dem Mitleid zu, oft um gleich wieder in Schadenfreude zu versinken.

Ja, der Platzregen! Der treibt alles auseinander. Wenn der Himmel sich verdunkelt, wenn die grauen, die braunen und schwarzblauen Wolken wie ein drohendes Gebirge aufsteigen und wenn die ersten großen Tropfen klatschend auf das Pflaster fallen, wenn dann der stramme Guß kommt mit scharfen Wasserstrahlen, da flüchtet alles unter die Haustore, der Absammler auch: die Drehorgel schweigt; die Gasse ist leer, von Nässe spiegelblank. Wie ausgestorben liegt sie da im Abglanz des fahlen Himmels. Aber bald wird es wieder gut. Dann stecken die Leute aus den Haustoren

die Hand hervor, um zu fühlen, ob es noch regnet, gerade so wie unser bronzener Kaiser Josef es macht, hoch zu Roß. Wenn sie mit ihren Untersuchungen fertig sind, kommen sie allmählich heraus und gehen ihres Weges. Auch die Drehorgel fährt ab, leise in den Federn knisternd, wie sie gekommen ist, und die Gasse erhält wieder ihr gewöhnliches Aussehen.

Auf dem Kahlenberg.

Alle sagen, daß es in ganz Europa keine große Stadt gibt, die so unmittelbar nahe zugleich an einem mächtigen Strome, an hohen Bergen, so nahe an Wald und wiesiger Ebene liegt wie Wien. Und dies ist auch wirklich wahr. Kommt es einem, zumal an Wochentagen, in den Sinn, das brausende Getümmel der Straßen zu meiden, so ist man binnen einer halben Stunde draußen in stiller Einsamkeit, fern von treibenden und getriebenen Menschen, ganz allein, und hört nichts als den Gesang der Vögel, das leise Rauschen der Sturzbäche und das Gesäusel der Blätter im Wald. Wer an diesen Dingen eine Art von Freude empfindet, braucht ihr nicht durch laute Rufe Ausdruck zu geben, wie es die süßen Personen machen, die immer in Naturbewunderung schwelgen und ihren Schwulst für Empfindung nehmen. Die Natur braucht solche Bewunderer gar nicht und hat sie auch nicht verdient.

Als eine der bequemsten Stellen zum Ausruhen vom Lärm der Stadt ist mir immer der Kahlenberg erschienen, denn er ist leicht

und in kurzer Zeit zu erreichen. Die Stadtbahn oder die Straßenbahn bringen uns im Fluge nach Nußdorf, am Fuße des Berges. Dann beginnt eine andere, lustige Fahrt, die auf der Zahnradbahn den Berg hinangeht. Der Bahnhof mit seiner Steigung von 1:30, das Geleise mit der starken, gezahnten Schiene in der Mitte, die offenen, sauber lackierten Waggons wecken jedesmal angenehme Erinnerungen an den Rigi, denn dort sind diese Dinge ganz ebenso. An einem Vormittag der Woche gibt es nicht viele Passagiere und diese sind zumeist Fremde. Sobald sie eingestiegen sind, setzt sich der Zug langsam in Bewegung. Das Zahnrad knurrt mürrisch in seiner Schiene und gibt dem Waggon eine rüttelnde Bewegung. So geht es weiter zwischen Weingärten und Kirschbäumen voll roter, glänzender Frucht. Je höher die Bahn steigt, desto weiter dehnt sich die Gegend aus. Zuerst kommt die blanke Donau bei Nußdorf zum Vorschein, dann zeigen sich die weiten Auen und der Bisamberg, dann steigt über dem Gebüsch die Spitze des Stephansturmes auf und nun liegt ganz Wien da unten, ein wundervoller Anblick. Zur Linken aber sieht man vom Schneeberg, dessen Schründe wie Silber blinken, bis nach dem blauen Zuge der Karpathen.

Oberhalb Grinzing ist die größte Steigung der Bahn, nämlich 1:10, was enorm ist und nur durch das Zahnrad bewältigt werden kann. Da pustet die Maschine stärker, vor dem Triebrad streicht beständig ein Dampfstrahl auf die Bahnschiene, um sie zu benetzen, und doch bringt die Reibung bei Kurven ein Geräusch hervor, das dem Zwitschern von vielen tausend Spatzen gleicht. Schließlich tritt die Bahn in den Hochwald, den sonndurchleuchteten, und hier liegt im Schatten von Buchen und Eichen der obere Bahnhof. So kommt man nach entzückender Fahrt binnen kurzer Zeit aus dem Gewühle der lärmenden Stadt in die Einsamkeit des Waldes auf dem ansehnlichen Berge. Auf seinem Gipfel hat man alles beisammen, was man nur wünschen mag. Die Donau fließt an seinem Fuße vorüber, das saftige Grün der Berge des Wiener Waldes

erfreut das Auge, unten im weiten Tal liegt das ewig interessante Wien, jenseits des Stromes breitet sich die fruchtbare Ebene aus, der Berg selber trägt auf seinem Rücken einen stattlichen Gasthof und in den Wäldern ringsumher ist Ruhe, Einsamkeit und Friede.

Hier ist es zur Mittagszeit sehr still. Wien sendet noch keine Leute herauf; sie sind noch alle mit der Arbeit des Tages beschäftigt und im Walde ist man ganz allein. Das Laubwerk ist von der Sonne durchleuchtet, aber ihre Strahlen selbst dringen nur an wenigen Stellen bis auf den Boden herab. Manchmal fährt ein Windhauch in den Wald und während die Wipfel rauschen, spielen unten der grüne Schatten und die Lichtstrahlen durcheinander. Die Vögel machen auch zur Mittagszeit nicht viel aus ihrem Gesang; fast alle schweigen und nur zuweilen hört man den Schlag einzelner, welche mit Namen zu nennen einem Städter schwer wird. Ab und zu fällt etwas wie ein goldener Tropfen von einem Baum; es ist einer der goldig grünen Käfer, die sich durch unvorsichtiges Klettern und durch ein dickes Fell auszeichnen, zwei Eigenschaften, die sie mit Philosophen und Professoren gemein haben.

Die einzigen Tiere, welche ihre Stimme anhaltend vernehmen lassen, sind die Heuschrecken im Grase und die Fliegen, welche durch den Wald schwirren. Ihr Gesumme ist unablässig. Einige stehen mit zitterndem Flügelschlag unbeweglich eine Zeitlang schwebend in der Luft, dann schießen sie mit Blitzesschnelle nach einem anderen Punkt und setzen ihr zitterndes Schweben fort. Auch an gelben und halbbraunen Schmetterlingen fehlt es nicht, welche schweigsam durch den Wald flattern und sich auf frugale Blumen niederlassen.

Auf den Gräsern und im Moose des Waldes ist eine Regsamkeit von allerlei unschuldigem Getier. Fast auf jedem Halm klettert ein kleines Insekt, macht sich was zu schaffen, läuft eilig halmaufwärts, kehrt wieder um, ohne Plan und Absicht. Tief im Moos und unter dürren Stengelbrocken und verwitterten braunen Blättern des vorigen Jahres ist das Leben am mannigfaltigsten.

Allerlei Käfer und kleine und große Ameisen laufen dort durcheinander. Die Ameisen sind am geschäftigsten und wenn sie sich auf ihrem Wege als Konkurrenten begegnen, kneifen die großen die kleinen in die Beine. Auf dem Moose liegen zwei schwarze Haarnadeln. In der Tat, auf einer Fläche, die kaum mehr als Spannweite Umfang hat, ist hier Mannigfaltigkeit genug an Erscheinungen und viel Regsamkeit, und man kann, wenn man will, in allem Gottes Liebe erkennen, ausgenommen in den Haarnadeln.

An einer Stelle des Waldes, wo der Berg sich neigt, war eine Lichtung, und auf dem Rasen machte ein gesundes, rotwangiges Mädchen sich mit dem Grase zu schaffen, von dem sie sich einige Büschel abmähte.

Über den Rücken des mähenden Mädchens hinweg sah man in die blaue Welt, in die Ebene, auf die Donau hinaus und unten lag Wien, weit ausgebreitet, unter einem Schleier von Dunst, den der schwüle Mittag darüber wob. Von Straßen, Häusern und Türmen war wenig Deutliches zu sehen; alles lag in unklaren Umrissen da. Desto besser ließ sich aus dieser Höhe, aus dieser Waldesstille in das innere Getriebe der großen Stadt hinabsehen. Ich dachte an den Fleiß, an die Lebensfreude, an die witzige Gutherzigkeit ihrer Bewohner, aber auch an die lieben Cliquen, die sich in allen großen Hauptstädten, namentlich auf dem Gebiete der Literatur, der Gelehrsamkeit und der schönen Künste breit machen. Leider! Ach, da gibt es Käfer, von denen man erst nach Beobachtung ihrer Kollegen auf den Gräsern und im Moos des Waldes einen klaren Begriff erhält. Sie befehden sich aus ihren Cliquen heraus, sagen einander Böses nach und wenn sie im Moose ihres Daseins einander auf Konkurrenzwegen treffen, kneifen sie sich gegenseitig in die Beine. Das Gewimmel ist groß; einer möchte auf den andern steigen, einer den andern verdrängen und dieses dauert so lange, bis jeder seinen Lebensfaden abgewickelt hat.

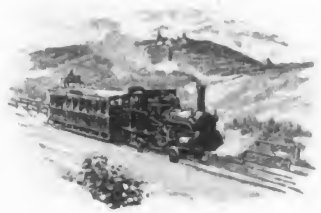
Da ich aber mit all diesen Dingen, welche sich beständig wiederholen, nicht gern zu tun haben mag, ging ich den menschlichen

Wohnungen zu, welche auf einem engen Fleck die Kirche des Kahlenberges umgeben und in ihrer Gesamtheit das Dorf Josefsdorf ausmachen. Dieses verdient seinen Namen kaum, denn es besteht aus dem großen, mit allem Komfort eingerichteten Hotel, einer prachtvollen Villa und einer Anzahl von Häusern, die dem Anscheine nach sämtlich von Sommergästen bewohnt sind, denn überall waren im Garten dieser Häuser Damen zu sehen, welche sich mit Handarbeit beschäftigten. Das einzig wahrhaft Dörfliche befand sich auf einem Hofe und war ein Bienenkorb, aus welchem die Alten soeben die Jungen vertrieben hatten; diese schwärmten zu Tausenden beisammen über blühenden Akazien und Hollerbüschen. In der Nähe des Bienenkorbes befindet sich eine Wachstube und zwei Wiener Sicherheitswachmänner, welche, auf diesen idyllischen Posten beordert, sich offenbar schon landwirtschaftliche Kenntnisse angeeignet hatten, erklärten mir diesen Vorgang und gaben mir noch andere Aufschlüsse über die Gewohnheiten der Bienen.

Als dann die Sonne anfing, die Schatten der Bäume umzulenken und den Wald mit seinen Finken, seinen Ameisen, seinen Gräsern und Haarnadeln von der anderen Seite beschien, kam die Zeit zum Rückzug in den Gasthof auf dem Gipfel des Kahlenberges.

Dort saßen unter den Nußbäumen die Fremden bei Speise und Trunk in Zufriedenheit, und während der eilfertige Kellner mit weißer Serviette und fliegenden Frackschößen ihnen Poulards und Salat herbeibrachte, ruhte ihr leuchtender Blick auf der jungen Sommerpracht des Tales unten, das eine Fülle von Wohlgeruch heraufsandte. Jetzt sind auch die Tannen so schön, deren frische, hellgrüne Sprossen wie Finger in die Luft streben. Wie still das holde Grinzing im Laubwerk liegt! Nicht weit davon knurrt, Rauch und Schmauch in die Luft sendend, der kurze Zug der Zahnradbahn, und sein Knurren wird, wenn ein Windeshauch herüberweht, zu einem sanften Brüllen. Er verschwindet hinter dem Buchenwald. Dann schweift der Blick frei hinaus in die weite

Ferne, nach dem Schneeberg, dem silberstreifigen, nach den sanftgeschwungenen Höhen des Wiener Waldes, die so bläulich hintereinander aufsteigen, nach dem Leithagebirge, hinter dem für uns die Geheimnisse des Ostens beginnen, dann ruht er, wenn er alles dieses abgesucht, unten am Strande von Nußdorf, wo in der Mittagssonne die Donau in Millionen Glanzlichtern spielt, dann gleitet er nach Wien hinüber, das aus allen Schornsteinen raucht und dadurch wie von einem Flor beschleiert ist. Aus diesem Meer von bräunlichem Dunst sticht die Nadel des Stephansturmes hervor, und wo auf einem Dachfenster der Sonnenstrahl sich spiegelt, blitzt sein Licht wie ein Diamant. Das Ende aber und der äußerste Umkreis von Wien verlieren sich in Undeutlichkeit und erst die fernen Höhen treten wieder klar erhervor. „Unvergleichlich in seiner Art!" sagte einer. „Ja, Wien ist unvergleichlich!" riefen die anderen Fremden und ließen sich jeder noch mehr von dem goldenen Trunk geben, der in den Pfannen von Schwechat gebraut wird. Sie hatten Recht in beiden Dingen.



Frühling in der Stadt.

Um einen ganzen Monat besser als die Leute im Norden von Deutschland ist Wien mit dem Beginn des Frühlings daran. Wenn dort die Seen und Flüsse noch mit Eis, allerdings dem grauen, morschen, bedeckt sind, springen bei uns schon die braunen Knospen des Flieders auf und zeigen einen grünen Schimmer. Jedesmal lebt man von neuem auf, wenn man dies sieht. Aus meinen Fenstern blicke ich auf die Berge von Heiligenkreuz, auf die Lainzer Höhen und den Kahlenberg, und ich erwarte das Vergnügen, die Fensterflügel weit aufzumachen und die Frühlingsluft der weiten Gegend hereinzulassen, mit jedem Jahre mit größerer Ungeduld. Gottvoll ist der Hauch, der uns da entgegenweht. Freilich kann es morgen mit der Herrlichkeit wieder aus sein. Aber sie sollen nur kommen, die rauhen Winde vom Norden; ihre Niederlage ist gewiß. Übermorgen kann alles wieder lustig sein.

Sobald der Frühling kommt, pflege ich durch die Innere Stadt zu wandern, um seinen Kampf mit dem scheidenden Winter zu

beobachten. Nirgends sieht man dies deutlicher als dort, wo es während der ärgsten Kälte immer um einen Grad wärmer bleibt als im übrigen Wien. Dafür aber verteidigt sich der Winter desto hartnäckiger gegen die andrängende Frühlingsluft. Er will aus den großen Häusern mit den massiven Mauern und aus den düsteren Höfen nicht heraus. Wenn man durch die Straßen geht, fühlt man, wie die angenehme Wärme vor jedem Haustor verscheucht wird; eine feuchte, kalte Luft streicht daraus hervor, an deren muffigem Geruch man erkennen kann, daß sie lange genug dort eingeschlossen war. Sie ist der Hauch des fliehenden Winters und macht der jungen Frühlingsluft Platz. Diese ist überall willkommen. In alle Fenster wird sie hereingelassen; bis in die obersten Stockwerke sieht man diese geöffnet, ein freundlicher Anblick. Hie und da steht hoch oben ein schwindelfreies Dienstmädchen, das die Scheiben putzt und vergnügt auf die Straße herabblickt. Auf dem Graben und auf dem Kohlmarkt sind so viele Menschen, daß man kaum weiterkommen kann. Sie stauen sich vor den Bilderläden und betrachten die neuesten Photographien. Von diesen möchte man selbst gern etwas sehen, aber es ist unmöglich, sich mit guter Manier durchzudrängen. Wo die Frühlingssonne in die Auslagen der Juweliere scheint, da blitzen und funkeln die Rubine und Diamanten und man betrachtet diese kostbaren Dinge mit der Ruhe eines Menschen, der da weiß, daß sie ihm nicht geraubt werden können.

Warum ist in Wien der Frühling so schön? Weil unsere Stadt ungefähr dort liegt, wo das kontinentale und ozeanische Klima ihre Unannehmlichkeiten am schwächsten zeigen; diese sind bei uns fast gleich Null. Die Gegenden, welche weiter nach Osten liegen, stehen noch lange Kälte aus, bis bei ihnen ohne wesentlichen Übergang Hitze eintritt, und die Gegenden des Westens sind den Niederschlägen, die das Weltmeer ihnen sendet, zu sehr ausgesetzt. Infolge des günstigen Frühlingswetters hat sich eine städtische Gewohnheit bei uns ganz von selbst herausgearbeitet: die Wiener

verlassen die Stadt im Frühling nicht. Der Adel wohnt in seinen Palästen, die haute banque in den reichen Etagen an der Ringstraße, und alle anderen, die später aufs Land hinausziehen, sind noch da. Sie wimmeln allgesamt in den Straßen und vor dem Speisen fahren sie in den Prater. Was Schöneres als dies kann es kaum geben an lauen, trockenen Tagen, deren wir uns erfreuen, während der Londoner nicht anders ausgehen kann als mit dem Regenschirm. Freilich, wenn es mit den Praterfahrten vorbei ist, dann hat der Frühling bei uns ein Ende; das ist einmal die städtische Gewohnheit, die sich durch das Klima herausgebildet hat.

Der Anblick einer großen, wohlgekleideten Menschenmenge in den eleganten Straßen, die lebensfrohen Gesichter der Wienerinnen und die frischen Veilchen, die von allerdings nicht immer wohlgepflegten Kinderhändchen dargereicht werden, bewirken ein Gefühl von Freude und Hoffnung, und man fühlt sich wie neugeboren. Vom Asphalt der Kärntnerstraße kommt man, halb geschoben, auf die blendend helle Ringstraße hinaus. Sie ist namentlich im Frühjahr, wenn man lange genug das graue Gewölk des Winters über sich gehabt hat, von überraschendem Glanz. Die vielen Equipagen rollen einher mit blitzenden Rädern in großer Geschwindigkeit; andere wieder, womöglich mit rotem Kutscher und Diener, fahren im Schritt und folgen einigen Prinzessinnen, die im Sonnenschein unter den noch dürren Bäumen der Allee zu Fuß wandeln. Die blanken Geleise der Straßenbahn ziehen sich gleich Silberfäden aus der Ferne heran und die Wagen kommen gleich wohlerzogenen Geschöpfen, die niemals Seitensprünge machen, einer hinter dem anderen daher. Ihr rasches Rollen und ihre Folgsamkeit stimmen das Gemüt zu einer wohltuenden Ordnungsliebe. Auf dem Reitwege werden vornehme, kleinfüßige Pferde spazieren geritten; sie werfen den Kopf, schäumen auf dem Gebiß und wären zu jedem Sprung fähig, wenn nicht die nervige Faust des Bereiters sie im Zaume hielte.

In der Nähe des Burgtores sieht man zur Mittagszeit allerhand interessante und glänzende Erscheinungen. Zunächst kommt ein Zug der Trabanten-Leibgarde des Weges: stattliche Gestalten, die wegen der warmen Frühlingsluft ihren Mantel zu Hause gelassen haben und im roten Waffenrock mit blinkendem Silberhelm, überwallt von weißem Roßhaarbusch, kerzengerade mit der Hellebarde feierlichen Schrittes einhergehen. Ich sehe sie immer gerne, denn sie sehen mit der schrecklichen Waffe mittelalterlich gewaltsam aus und machen doch dabei den Eindruck so vollendeter Wohlerzogenheit, daß man sich in ihrer Gegenwart weder vor Hieb noch vor Stich fürchtet. Dann kommt eine andere Schar daher, eine berittene. Sie hat auf dem Helm einen schwarzen Roßhaarbusch und sitzt sehr hoch zu Pferd mit weißen, ledernen Hosen und ebensolchen Stulphandschuhen; es ist eine Abteilung der Leibgarde-Reitereskadron. Ihren Pferden möchte man zumuten, daß sie mit den langen Beinen rasch ausgreifen; aber das tun sie niemals, sondern trippeln höflich und behutsam, als hätten sie glatten Parkettboden unter den Hufen. Es ist merkwürdig, wie viel Sinn für feines Maßhalten man auf diesem Teile der Ringstraße findet. Aber es kommt noch viel schöner. In schweren Karossen, gezogen von majestätischen Andalusiern, deren Kopf beständig nickt und deren dicker Schweif fast bis auf den Boden hinabwallt, sitzen die Herren von der deutschen und von der ungarischen Garde, die ersteren in Rot und Gold, die letzteren in Rot und Silber und überdies mit einem Pantherfell. Es ist großartig. Mehr kann man doch in der Frühlingssonne nicht verlangen.

Auf dem Kärntnerring ist das Gedränge kaum auszuhalten. Da heißt es abschwenken und einsameren Gegenden zuwandern. Ich suche gern meinen stillen Weg auf, der sich, einige Minuten entfernt, parallel dem Gewühle hinzieht. Er geht zwischen dem Schwarzenbergplatz und dem Stadtpark. Wie ruhig ist es da. Man begegnet kaum einem Menschen.

Der Stadtpark rüstet sich in der warmen Frühlingsluft, seinen freundlichen Glanz zu entfalten. Noch strecken die Bäume ihr Zweigwerk braun und unansehnlich hinauf, doch merkt man schon, daß sie kaum den Augenblick erwarten können, den grünen Jubel loszulassen. Im Innern der Stämme quillt das neue Leben, und man glaubt, den Pulsschlag der aufsteigenden Säfte zu hören. Dies hat man schon oft geglaubt und glaubt es immer wieder. Wir gewöhnen uns an alles in der Welt und es wird uns mit der Zeit so geläufig, daß wir seiner kaum noch achten.

Viele begrüßen den jungen Frühling am liebsten auf dem Lande draußen, aber ich kann mich ihnen nicht anschließen, sondern bleibe, weil ich es so gewohnt bin, lieber in der Stadt. Da hat man alles beisammen, die ersten Veilchen aus ungepflegten Händen, die neuesten Damenhüte, den muffigen Wintergeruch aus den Haustoren, die räderblitzenden Equipagen auf der Ringstraße, die Prinzessinnen, die Leibgarden, den warmen Sonnenschein im Stadtpark und schließlich so viele Wirtshäuser, wie man braucht, um sich nach langem Spaziergange zu erfrischen.

Zur Mittagszeit auf dem Burghof.*

Der schönste Platz an heiteren Mittagen ist der innere Burghof, in dessen Mitte sich das Denkmal Kaiser Franzens befindet. Die Seite, auf welcher vor der Burgwache der Soldat schildern geht, wirft wohl einen Schatten, doch kommt er um diese Stunde des Tages kaum auf die Mitte des Platzes; die andere Seite, wo der Kaiser wohnt, bleibt hell und warm. Dort stellen die Leute sich auf, welche den Philharmonischen Konzerten nicht beiwohnen können, und hoffen auf die Musik, die an schönen Tagen regelmäßig auf dem Burgplatze erscheint. Sie sprechen still miteinander und warten voll Geduld, denn Geduld ist ihre größte Tugend.

Unterdes machen die Spatzen, welche auf dem noch dürren Zweigwerk der Bäume des alten Burggrabens und dem Efeu der grauen Mauer des Schweizerhofes, dieses neben dem Windsorkastell ältesten Fürstensitzes, ihren Tummelplatz haben, so gute Musik, wie sie eben können; ein jeder von ihnen pfeift nach seiner

* Aus: „Wiener Stadtgänge." Verlag von Robert Mohr.

Weise einfach, aber die Melodie aller ist doch nicht ungefällig und jemand, der gut addieren und dann dividieren kann, wird wohl herausbringen, auf welche Weise aus den einfachen Tönen Tausender von Spatzen doch eine gleichmäßige Melodie entsteht.

Während diese Spatzen beständig von einem Zweige zum anderen fliegen, sich im Genist des Efeus verbergen oder wieder daraus hervorkommen und so in fortwährender Bewegung sind, stehen die großen, blanken Burggendarmen mit ihrem roßhaarbeschatteten Helm still auf der Brücke des Schweizerhofes vor der altertümlichen Einfahrt. Noch stiller geht auf der Sonnenuhr unter dem Turme des alten Palastes, in welchem die Kaiserin wohnt, der Schatten des eisernen Zeigers rund. Kommt er an die Stelle, wo die lange römische Eins auf dem Zifferblatt steht, so schnarrt oben im Turm auch das Seigerwerk und dann hört man aus der Ferne Heeresmusik herannahen. Sie kommt näher und näher und wird auf einmal ganz laut, denn sie ist von der letzten Straßenecke auf dem Ballplatz eingebogen und man fühlt das Echo der türkischen Trommel deutlich auf der Herzgrube. Dann erscheint plötzlich ein Fähnlein Soldaten und die Musik zieht ein.

Niemals habe ich recht begreifen können, warum man so umständliche Zeremonien bei Ablösung einer Wache ausspielt. Da wird viel kommandiert, mit dem Säbel geblinkt, da werden viele Trommeln gerührt, Schwenkungen und Aufzüge gemacht, bis die kommende Truppe hinter der abziehenden steht, was alles, so denke ich mir, wohl stillschweigender und einfacher geschehen könnte. Allein, da selbst Herrscher wie Numa Pompilius und Vespasian solche Umständlichkeiten für nötig hielten, müssen sie doch dem Wohle des Staates zuträglich sein. Indessen machen sie sich ganz artig und jemand, der für kriegerische Erscheinungen eingenommen ist, mag an ihnen Gefallen finden. Auch wird das Heer wohl wissen, weshalb es diese Zeremonien vollführen läßt, denn in seiner Mitte gibt es doch viele, die ihr Fach gut ver-

stehen. Was mir dabei am besten gefällt, ist auf den Bajonetten der blitzende Widerschein der Mittagssonne, welcher sich bei jeglicher Bewegung der Musketen voll Kraft und Eigentümlichkeit vom Halbdunkel der beschatteten Burgwache abhebt.

Ist die Zeremonie vollbracht und stehen die auf vierundzwanzig Stunden an die Wache Gebannten den der Kasernenfreiheit wiedergegebenen Soldaten gegenüber, so wird ein schöner Ton hörbar. Im weiten Kreise haben sich unterdes auf dem Burghof die Regimentsmusiker, jeder hinter seinem ambulanten Notenpult, aufgestellt, und der Kapellmeister mit seinem Federhut steht in ihrer Mitte. Er erhebt den Arm und die Musik beginnt zu spielen. Ich glaube nicht, daß Venedigs Markusplatz den inneren Burghof an Akustik übertrifft, ja ich glaube sogar, daß dieser einen noch schöneren Klang herausgibt. Denn hier ist der Ton aus dem erzgewölbten Mund des Waldhorns, das tiefe Brausen des Bombardons so rein, so voll, so gewaltig, wie man auf dem Markusplatz ihn nie vernimmt. Vielleicht bringt auf diesem das ewige, oft knallende Geflatter unzähliger Tauben in die Musik einige Dissonanz, während es auf den Gesimsen der Hofburg doch verhältnismäßig nur wenige Tauben gibt; und was die Sperlinge im Efeu des Schweizerhofes anbelangt, so schweigen diese, wenn die Musik spielt, recht gerne still, ja freuen sich daran sogar.

Hat man früher beim Ablösen der Wache sein Vergnügen am Geblitz der Bajonette gehabt, so mag nun das Gefunkel der musikalischen Instrumente erfreuen. Auf den vergoldeten Klappen der Flöte und der Klarinette, auf den messingenen Wölbungen der Trompeten und Hörner, auf den schlagfertigen Trommeln und türkischen Becken blitzt in einemfort die Mittagssonne und da die Musiker, wenn sie spielen, ihren Körper in Bewegung versetzen, bewegt sich das Gefunkel der Instrumente nach dem Takt. Mögen die Leute sagen, was sie wollen — die österreichische Soldatenmusik bleibt doch die erste in der Welt: ihr Gesamtspiel ist vollkommen, ihr Ton diskret und rein, und es ist ein Vergnügen, auf dem Burghof von etwa sechzig musterhaften und musterhaft geblasenen Instrumenten ein würdiges Musikstück ausführen zu hören. Zahlreiche Fremde fahren denn auch zur Mittagszeit gern dahin und nehmen an diesem Vergnügen teil.

Unterdes lustwandelt eine große, aber gemischte Gesellschaft auf dem Kies des Burghofes und lauscht den Klängen. Da sieht man Professoren und Regierungsräte, Maler mit rotem Bart und Maler mit schwarzem Bart, dazu Damen und allerlei Personen, von deren Wirksamkeit ich mir keinen rechten Begriff machen konnte. Aber lange dauert es doch nicht mit der Musik. Bald hat sie abgespielt. Die Spielenden lösen ihren Kreis und formieren sich in militärische Reihen. Die abziehende Wachmannschaft tritt hinter ihr auf und dann geht der Truppenkörper mit klingendem Marsch durch das Burgtor auf die sonnenbeglänzte Ringstraße hinaus, gefolgt von der gemischten Gesellschaft; und auf dem Burgplatze bleibt kaum etwas anderes zurück als der schildernde Soldat, das tausendfältige Gezwitscher der Spatzen und der laue Sonnenschein.

Im Stephansdom.

Unlängst ging ich am südlichen Tore der Stephanskirche vorüber und da ich augenblicklich nichts Besseres wußte, was mich trösten möchte, begab ich mich in die kühlen Hallen des Domes. Denn darinnen habe ich schon oft Trost gefunden, zuweilen an der Predigt, zuweilen an der lieblichen Musik, zur heißen Sommerszeit an der Kühle des schattigen Raumes, auch an den Andächtigen und ihren kuriosen Gebärden, und noch an manchen anderen Dingen. Die starken Spitzgewölbe, von Alter und Weihrauch gebräunt, von schlanken Pfeilern getragen, stimmen zur Fröhlichkeit und das Halbdunkel, das unter ihnen schwebt und von dem farbigen Schein der hohen bunten Kirchenfenster durchwärmt ist, wirkt beruhigend auf das Gemüt.

Daß die Domkirche von denen, die von einer Seite des Stephansplatzes nach der andern gelangen wollen, als Durchgang benützt wird, stört gar nicht, und man hört den Schritt auf den Marmorfliesen kaum. Die Durchwandernden werfen im Vorübergehen

einen grüßenden Blick nach dem Hochaltar und die Frauen und Mädchen knien wohl eine Weile vor einem Marienbild, das besonders verehrt zu werden scheint, denn es wird immer von neuem mit Blumen geschmückt und auf dem Opferblock davor brennen beständig Wachskerzen, dicke und dünne, und ihr Licht beleuchtet im Halbdunkel des Domes das Gnadenbild und die Betenden. Viele von diesen küssen auch, bevor sie fortgehen, das Drahtgitter vor dem Gemälde und manche lassen sogar eine kleine Druckschrift zurück, vermutlich pro memoria.

Mit einer wahrhaft liebenswürdigen Ungezwungenheit gehen die Leute herein, um in der Eile ihre Andacht zu verrichten. Manche Frauen kommen mit Körben und Butten, stellen diese neben sich an die Stufen eines Altars und beten ungeniert eine Weile still und fromm. Sie lassen sich von der Bewegung anderer nicht stören, auch nicht von dem jungen Kirchendiener, der den Altar mit seinem Flederwisch abstaubt, in den dunkelbraunen Beichtstühlen mit Fuchsschwänzen herumfährt und jedesmal, wenn er bei einem Heiligenbilde vorübergeht, vor diesem einen Knix macht. Fast an jedem Pfeiler ist ein Altar untergebracht von braunem Marmor, reich mit Gold verziert, von hohen silbernen Leuchtern besetzt und an den Seiten von schön bewegten Heiligen aus Stein flankiert. Da kommt wieder eine Andächtige, eine artige Person, deren Gewand vorn ganz glatt und hinten in großen Falten aufgebauscht ist; sie kniet nieder, den Sonnenschirm in der Hand, und auf ihr ernstes Gesicht fällt durch eines der großen bunten Fenster blauer und roter Schein. Was sie betet, kann man nicht wissen; aber wenn sie fertig ist, geht sie wieder zur Kirchentüre hinaus und blickt die Männer auf der Straße voll Zuversicht freundlich an. Den ganzen Tag über ist Bewegung in dem schönen Dom, unablässig kommen und gehen die Leute teils aus Frömmigkeit, teils von wegen etwas anderm. Daran sind die alten Mauern und Pfeiler längst gewöhnt, denn die frühern Geschlechter haben es ebenso gehalten und die spätern werden es auch nicht anders machen.

Es gibt wohl in protestantischen Städten, vornehmlich in Lübeck und Nürnberg, alte Dome aus katholischer Zeit, aber das Treiben darin hat keinen rechten Schick, denn sie sind fast nur an Feiertagen der Gemeinde geöffnet und jedermann erscheint dann in seinen besten Kleidern und hört der Predigt zu, die zuweilen nicht ohne Sinn und Verstand ist. Aber die Wände sind so kahl; man sieht nicht viele Gemälde, sehr oft nur die dunklen Bildnisse verstorbener Pastoren und auf schwarz lackierten Brettern die weißen Nummern der Choräle, die während des Gottesdienstes gesungen werden sollen. Einer kann von Haus aus Protestant sein und doch an dem schönen farbigen Katholizismus Gefallen finden, eben der Farbe wegen, der Ungezwungenheit des täglichen Verkehrs in der Kirche wegen, der gut gemalten Heiligen und der lieben Mutter Gottes wegen, die von den Evangelischen wohl ebensosehr wie von den Katholischen geschätzt, aber nicht gemalt und geküßt wird. Und auf das Malerische — von dem andern nicht zu reden — kommt es doch in Sachen der Religion so vielfach an; denn auch das härteste Gemüt kann durch ein bißchen Farbe zur Ruhe und Fröhlichkeit bewegt werden.

Größere Gegensätze von glutigen Tinten und mattem Weiß, von tiefem Dunkel und hellem Licht als im Chor der Stephanskirche wird man nicht leicht finden. Frömmigkeit von altem Herkommen und vererbter Erfahrung hat einen guten Farbensinn. Durch die Dämmerung zwischen den alten, braunen, reichgeschnitzten Chorstühlen sieht man den Hochaltar, ganz von mattem Silber, blendend weiß. Auf ihn fällt helles Licht durch zwei hohe Fenster, das auch den roten Baldachin des Erzbischofs und die Gobelins, mit welchen die Wände geschmückt sind, in der ganzen Pracht ihrer Farbe leuchten macht. Von den übrigen Fenstern des Chors strahlt es wie von lauter Smaragd, Rubin und Chrysopras in den Raum herein... Da kommt ein junger Kirchendiener und zündet auf dem silbernen Altar die Wachskerzen an, deren Flammen im Tagesschein ganz braun aussehen. Dann kommt

ein Chorknabe und stellt eine große silberne Glocke auf die teppichbedeckten Stufen. Dann kommt ein Priester in buntgesticktem Chorrock, trägt behutsam den heiligen Kelch, kniet auf der untersten Stufe, steigt die Stufen hinan und sein Kleid wirft einen hellen Reflex auf die silberne Altarwand. Er nimmt die brokatene Decke von dem Kelch und gießt ein wenig Wein hinein, bedeckt den Kelch mit goldener Platte, wäscht sich die Hände und betet fromm vor dem bedeckten Kelch. Das Ganze ist würdig und geheimnisvoll und hinterläßt auch im Gemüt des Protestanten einen überaus freundlichen Eindruck.

Zur Nachmittagszeit sitzen im Gestühl des Domes viele Frauen erwartungsvoll; sie bringen ihr Gebetbuch mit und küssen es, bevor sie darin lesen. Dann erscheinen am Hochaltar einige Chorherren in violetter Mantille und eine Schar junger Priester verbeugt sich ehrfurchtsvoll vor ihnen. Alle sitzen eine Weile stumm in ihren Stühlen und lesen voll Andacht. Sobald aber dann die Glocke 4 Uhr schlägt, beginnt ein schöner Wechselgesang; auf die männlichen Stimmen der Priester antwortet heller Gesang unsichtbarer Knaben und wenn die Feierlichkeit am größten ist, mischt die Orgel ihren brausenden Klang darein.

Wie groß ist dann der Abstand, wenn man durch die Kirchentüre wieder in die helle Wirklichkeit hinaustritt...

Sommernacht im Stadtpark.

Wenn die vornehmen Badeorte Böhmens als Kurgarten einen so schönen, sinnvoll angelegten und wohlgepflegten Platz besäßen, wie unser Stadtpark einer ist, könnten sie wohl noch stolzer sein, als sie jetzt schon sind. Er vereint sämtliche Vorzüge der berühmtesten Kurparke; er besitzt den schönen Baumwuchs Marienbads, die Sonnenwärme und den Staub von Teplitz; er ist nicht minder zahlreich von anziehenden Frauen besucht als wie der große Garten von Franzensbad. Dabei hat er noch den großen Vorzug, daß man in seinen Alleen niemals den Klang einer Kurkapelle zu hören bekommt; das Geräusch der Straßenbahnwagen, welche vor seinem Gitter auf der Ringstraße entlang rollen, und das Schnattern der Enten auf seinem Teich, die Stimmen der Singvögel sind die einzige Musik, welche man dort am Tage vernimmt, und abends läßt höchstens der Laubfrosch am Rande des Wassers einige breite Töne hören, doch deren sind nicht viele; lange Pausen tiefen Schweigens unterbrechen sie, und wenn der

Storch mit vorsichtigen Beinen und aufmerksamem Schnabel Nachsuche hält, verstummen sie ganz.

Wenn der Abend seine Schatten auf den freundlichen Garten senkt und aus dem sattgrünen Laub der Bäume Gasflammen hervorleuchten, die in der bläulichen Dämmerung wie goldene Punkte aussehen, werden allmählich die Wege leerer und von den eisernen Sesseln trennen sich die charmanten Persönlichkeiten, welche dort während des Nachmittags mit Ausdauer und regem Interesse die Vorüberwandelnden musterten. Dann versammelt sich die elegante Welt auf der Terrasse vor dem Kursaale, dessen Wände, von mächtigen, vergoldeten Kandelabern hell bestrahlt, über die Rosenbüsche in den Schatten des Abends hereinleuchten. Aber weithin dringt ihr Abglanz nicht, denn die Baumgruppen decken einander, und der dunklen Plätze bleiben noch genug im Park. Auch der schöne Mond, wenn er heraufsteigt und das blanke Wellengekräusel der Wien bescheint, vermag mit seinem Licht nicht viel und er muß erst höher steigen, ehe er von den zarten Spitzen der Tannen und den Wipfeln der Götterbäume dunkle Schatten auf die Kieswege wirft.

Auf dem Teich ist alles ruhig geworden; die glücklichen Wasservögel schlafen sorglos auf der stillen Fläche und verdauen, was sie den Tag über gegessen haben, und dies ist nicht wenig. Nur der Schwan zieht noch seine schönen Kreise, besorgt für die Sicherheit seiner Jungen, deren Gefieder noch grau und flaumig ist. Auf den Uferwegen des Teiches ist die französische Sprache verstummt, welche dort den ganzen Tag lang von wohlgeputzten Kindern und deren Gouvernanten eingeübt wird, und wenn die letztern jetzt zur Nachtzeit den Enterich sehen würden, wie er so unschuldig mit dem Kopf unter seinen frechen Flügeln schläft, möchten sie ihn kaum wieder erkennen.

Aber während auf dem Wasserspiegel des Teiches alles schon still ist, hört man aus dem Gebüsch bis spät in die Nacht geheimnisvolles Rauschen. Über die Wege hin liegen, schwarzen Schlangen nicht ungleich, feuchte Wasserschläuche und münden im Dickicht.

Dort werden die Bäume, deren Kronen während des Tages unter der Sonnenhitze dulden mußten, reichlich mit Wasser getränkt und das Rauschen und Rieseln nimmt erst ein Ende, wenn Laubwerk und Äste und Stamm und der Rasenplatz darunter von Wasser triefen. Die Sorgfalt, welche diesen glücklichen Vegetabilien in unserm Park zu teil wird, ist wahrhaft erhebend und tröstlich.

Recht sonderbare Erscheinungen sieht man zur Abendzeit im Stadtpark auf den Bänken, welche doch eigentlich zur Ruhe des Müden gestiftet sind. Auf viele, ja auf die meisten fällt dunkler Schatten von Baum und Gebüsch, aber der Schein der nahen Gaslaternen erhellt den Weg davor und blendet den Kommenden, so daß er erst ganz in der Nähe wahrnimmt, wie auf jeder dieser Bänke ein zärtliches Paar weilt, das in gegenseitiger Umschlingung, leise flüsternd, sich allerlei Wahres und Unwahres zu sagen hat. Es wäre wohl unpassend, im Vorübergehen merklich den Blick nach der traulichen Szene zu wenden, würde auch nicht viel nützen, denn sobald man wieder in den Bereich der Gaslaterne gelangt, sieht man nur noch deren Schein und den beleuchteten Baumschlag, doch nichts mehr von der dunkel beschatteten Bank. Manchmal kommt auch ein schlanker Sicherheitswachmann des Weges, aber auch er vermag das zärtliche Paar nur auszunehmen, so lange er in dessen unmittelbarer Nähe ist, und findet mit Recht niemals Veranlassung, sich in dessen freundliches Gespräch zu mengen. Ein unwillkommener Störer der Zärtlichkeit dagegen ist der Mond, wenn er hoch am Himmel steht und über die Wipfel der Bäume her sein Licht in die Gebüsche wirft. Vor ihm ist keine Gartenbank sicher und die sonst so umdunkelten stehen dann im grünlichen Schein blank und ziemlich scharf in ihren Konturen und bei solcher Wirksamkeit unseres lieben Trabanten bleibt auf keiner von ihnen ein freundliches Paar.

Wien geht zeitlich zur Ruhe. Bald nach 10 Uhr verstummt das ebenmäßige Brausen, welches der allgemeine Verkehr von Wagen

und Fußgängern in den Straßen einer großen Stadt hervorbringt. Gegen Mitternacht fahren die letzten Straßenbahnwagen nach Hause, und mit ihrem dumpfen Rollen hat es für diesmal ein Ende. Hat man dann ab und zu noch einen Fiaker in der Ferne über das Steinpflaster der Ringstraße rollen gehört, so wird die Stille im Stadtpark noch merkbarer, ja es wird so still, daß man ganz so wie im nächtlichen Wald vernimmt, wenn ein Vogel im Gezweig schlaftrunken seine Federn schüttelt oder wenn ein sommermüdes Blatt vom Baume fällt. Nur manchmal wird diese Stille unterbrochen, wenn die Glocken auf den Türmen der Stadt die Zeit angeben. Aber ihr Ton weckt den Stadtpark nicht aus seinem Schlummer; dort schläft alles — der Teich, die Vögel, die Bäume, und am tiefsten schlafen die Blätter der Akazien. Auch der Mond hat seine Schuldigkeit schon getan und ein lichter Schimmer zeigt die Stelle, wo er hinter den Wipfeln verschwunden ist. Nur der schlanke Sicherheitswachmann geht seinen Weg noch Schritt für Schritt und der schöne Park ist sicher unter seinem Schutze.

Aber es ist merkwürdig, wie kurz die Nacht einer großen Stadt dauert. Die Uhr ist noch nicht drei und schon hört man aus den Straßen ein dumpfes Gemurmel herüber; es kommt von den Gemüsekarren, die so zeitlich nach den Marktplätzen fahren. Ihr ebenmäßiges Rollen dauert lange und wird immer stärker. Dann zieht plötzlich über den Himmel ein fahler Schein und in demselben Augenblick gewinnt der ganze Park ein anderes Aussehen. Auf dem Laub der Bäume liegt ein blasses Licht, der Teich nimmt einen grauen Ton an und auf seiner blanken Fläche wird das dunkle Spiegelbild des Baumschlages sichtbar. Da kommt auf dem Wasser lautlos ein Schwan herangezogen und seine Gemahlin folgt ihm bald mit den graubeflaumten Jungen. Im Gezweige einer Pappelweide hat ein Singvogel angeschlagen; gleich darauf antwortet ihm der ganze Chor seiner Genossen. Der neue Tag hat begonnen. Die Schar flockiger Wolken am Himmel färbt sich rosenrot, und über der Reisnerstraße flammt volles Licht herauf

und macht die Spiegelscheiben des Kursalons wie große Goldplatten schimmern.

Dann kommt ein Frühaufsteher nach dem andern in den Park herein, geht nach dem Donauweibchen und füllt dort am Brunnen seinen Becher mit frischem Wasser und läßt sich auf einer der zärtlichen Bänke nieder, die jetzt ein ganz anderes Aussehen haben als wie am Abend zuvor. Andere gehen in den Kursalon, lassen sich Marienbader Kreuzbrunnen reichen und machen alsdann die kurgemäße Bewegung. Unter den Kastanienbäumen am andern Ufer der Wien wird die Milchwirtschaft aufgemacht; dann erscheinen viele Kinder mit ihren Begleiterinnen und lassen sich dort nieder und schließlich beginnt das Leben, welches unserm liebenswürdigen Stadtpark in den Morgenstunden eigen ist.

Einst und jetzt.

Es gehört doch zu den größten Annehmlichkeiten, von Zeit zu Zeit Wien zu durchwandern und zu beobachten, wie es sich allenthalben verschönt und immer mehr zunimmt an Glanz und Herrlichkeit. Der Wiener hat zwar augenblicklich keinen Grund, besonders lustig zu sein, aber der Anblick seiner schönen Vaterstadt mag ihm doch in schwerer Stunde einigen Trost bieten. Gleichwie die alten, wurmstichigen Häuser eines nach dem anderen unter Spitzhacke und Stemmeisen zu Schutt werden und wie auf ihrem Grunde neue, größere, glanzvollere Bauten erstehen, so wird aus den Trümmern zusammengestürzter Luftschlösser ein besseres Gebäude emporwachsen, stark, fest und auf die Dauer. Litten wir nicht jetzt der verdrießlichen Zustände gegenwärtiger Tage halber unter ein wenig Beklemmung, so möchten wir uns dennoch unserer Zeit wohl freuen, die jedenfalls besser ist als die gute alte Zeit. Wir leben doch bei weitem freier, vernünftiger und gesünder als früher die Leute in Wien. Wir kleiden uns bequemer, wir wohnen

luftiger, haben das klarste Gebirgswasser mitten in der Stadt, Spione können uns erfolgreich nicht mehr anmelden, Zensur ist ziemlich milde, der Pranger, das Vierteilen und Verbrennen sind abgeschafft, in die Folter darf man uns auch nicht mehr spannen. Ich freue mich jedesmal, wenn ein Gebäude aus alter Zeit, das nicht durch besonders schöne Architektur sich auszeichnet, abgerissen wird. Da sinkt dann wieder so ein Zeuge früherer Narrheit in Staub; und um die meisten dieser Gebäude ist es wahrlich nicht schade. Was für ein häßliches Haus stand früher an der Stelle, wo sich jetzt dem Stephansdom gegenüber der große, schöne Bau erhebt. Eng, unbequem und ungesund war es früher dort; jetzt aber steht an der Stelle ein mächtiges Gebäude, breit, hoch, luftig, vornehm.

Mit lobenden Ausdrücken über Fassaden unserer neuen Bauten muß man sich übrigens in acht nehmen, sonst bekommt man es mit den Kunstkennern zu tun, welche nichts weniger verlangen, als daß auf kostspieligen Gründen im Zentrum der Stadt Paläste aufgeführt werden, wie die Großen von Florenz und Venedig im Mittelalter, da noch wohlfeile Gründe zu Gebote standen, sie bauten; oder man weckt den Unmut der Architekten, von denen fast jeder nur den Bau, den er selbst aufführt, für rein und stilvoll hält. Ich glaube, wir können recht zufrieden sein, wenn es dem Architekten gelingt, die Fassade großer Zinshäuser von vielen Etagen gefällig zu gestalten. Im allgemeinen sind doch gerade diese Gebäude in Wien weit schöner als anderswo. Mir gefallen diese hohen Läden im Erdgeschoß, diese Geschäftsstuben im Zwischenstock mit ihren großen Spiegelscheiben und goldenen Buchstaben darauf sehr gut, und die großen Firmatafeln von schwarzem Spiegelglas und Gold geben der Fassade ein munteres, gesprächiges Äußeres. Die Dinge unserer Zeit sind so angenehm; man versteht sie so gut, denn man lebt mitten unter ihnen. Und nun erst gar die Menschen unserer Zeit, namentlich die weiblichen Personen: wie graziös sind sie, wie nett gekleidet in ihren Roben,

wie bescheiden im Benehmen! Es ist eine Freude, diese anspruchslosen Geschöpfe in den Verkaufsläden zu sehen oder auf den hellen Treppen oder in ihren Zimmern. Unsere neuen Gebäude machen den Eindruck, als müßten die Leute darin viel besser von Gemüt, viel sanfter in Sitten, viel zarter in Gesinnung werden.

Auf dem Stephansplatze stand vor noch nicht langer Zeit eines der ältesten Bürgerhäuser der Stadt. Von Alter grau, drei Stockwerke hoch, mit hohem, braunem Giebeldach, mit kleinen Fenstern und niedriger Tür stand es da, an die fünfhundert Jahre lang und ist offenbar ein ansehnliches Bürgerhaus seinerzeit gewesen. In dem engen Hof stieg ein Turm auf, die Fluren und Vorplätze im Innern waren mit Fliesen und Ziegeln gepflastert und die Treppen eng. Sonderbare Gitter sperrten die Räume ab und unter den Kreuzgewölben sah man hie und da Rollen angebracht, als wäre dort schon einmal einer gefoltert worden. Mit Augen des Mittelalters blickte es in die neue Zeit herein, schläferig, märchenhaft wie ein Wunder; und wenn es hätte erzählen können, so würde es eine lange Geschichte erzählt haben von all den merkwürdigen Ereignissen, die während seiner Zeit sich zutrugen, von den Menschen, die durch seine Tür aus und ein gingen. Es hat ja wüste Zeiten erlebt und sonderbare Gestalten gesehen. Durch seine Tür schritten Männer mit Harnisch und Kettenpanzer und hohem Federbusch auf dem Hut, so daß sie sich bücken mußten, wollten sie oben nicht anstoßen; andere in geschlitzter, gepuffter und gezattelter Tracht, in Schnabelschuhen, in genestelten und aufgeschnittenen Schuhen, in Pumphosen und in der geteilten Tracht, auf einer Seite blau, auf der anderen gelb. Dann kamen die in Pluderkleidern, rauschend und flatternd, dann die mit spanischen Wülsten und die mit dem Gänsebauch, dann die mit Lederkoller und hohen Stiefeln, die Gravitätischen mit Allongeperücke, die Zierlichen mit Zopf und Haarbeutel. Und nun die Frauen erst mit ihren Ungeheuerlichkeiten, ihren Gugeln, Schnürpanzern, Radkragen, Beuteln, Wedeln, Fächern, Reifröcken und turmhohen

Frisuren! Wie sie wohl aus dem Fenster blickten, wenn unten an der Straßenecke ein Missetäter auf seinem Wege zur Richtstätte zuvor ein wenig gemartert, mit glühenden Zangen gezwickt und ihm ein Riemen aus der Haut geschnitten ward!

Dieses alte, graue Haus hat in seiner Jugend gewiß als eines der stattlichsten gegolten. Nach den alten Abbildungen waren sonst dazumal die Häuser auf dem Stephansplatze und dem Graben armselig genug, klein, dürftig, mit hohen Giebeldächern. Etwas Scheußlicheres als einen Regentag auf dem Graben zu damaliger Zeit kann ich mir kaum vorstellen. Wie der Erdboden naß und schlüpfrig war, wie von den Dachtraufen das Wasser niederstürzte, wie die kümmerlichen Häuser mit ihren runden, in Blei gefaßten Fensterscheiben durch den grauen Regen blickten und wie dann in der Mitte der Straße — denn auf dem Trottoir konnte er doch der Traufen halber nicht gehen — ein Offizier in bunter Pludertracht, zu der an die sechzig Ellen Zeug gehörten, unwirsch, ohne Regenschirm, fluchend entlang ging, ein sakrament'scher Kerl!

Wie angenehm sieht doch der Graben heute selbst bei Regenwetter aus! Die Gebäude dort sind hoch und vornehm; ihre Spiegelscheiben, von vorspringenden Gesimsen wohl geschützt, blicken in trockener Blankheit herab und ihre goldenen Buchstaben wetteifern mit den goldenen Gittern des Balkons in Zutunlichkeit. Denn Gold hat eine warme Farbe und blickt selbst durch Regenwetter fröhlich; je mehr Gold draußen an den Häusern ist, desto lustiger sieht die Stadt aus . . . Ich wüßte noch eines, das unseren breiteren Straßen zur Zierde gereichen und dem Wohlbefinden der Anwohner gewiß als zuträglich sich erweisen möchte. Wäre ich ein sehr reicher Mann und hätte der Rat dieser Stadt gegen mein Vorhaben nichts einzuwenden, so würde ich eine Geldsumme stiften, aus welcher das Pflanzen von Bäumen in den Straßen Wiens zu bestreiten wäre. Auf dem Stephansplatz und am Graben, breit wie sie sind, könnten ganz gut einige Linden stehen. Ihr Grün und das Gold der Häuser tun dem Auge wohl und was

die Einwirkung reichlichen Blätterwerks auf die Lungen städtischer Menschen anbelangt, davon weiß jedermann. Je mehr Bäume in einer Stadt stehen, desto gesünder ist sie und ihr freundliches Aussehen wird noch mehr gehoben. Wie lieblich machten sich nicht die paar Akazien beim Stephansdom und die Birke auf dessen unausgebauten Turm! Den Grachten von Amsterdam und Rotterdam, vielen Straßen von Hamburg und Lübeck geben die Lindenbäume ein wirklich malerisches Ansehen und es hat sich gezeigt, daß in den genannten Städten die Straßen, in welchen sich Bäume befinden, im Sommer von der Epidemie, die Europa so oft heimsucht, verschont blieben.

Bei allem Guten, das man den neueren Bauten nachsagen mag, haben sie doch etwas Geradliniges an sich und manche Gassenfronten machen sich recht monoton. Durch einige Bäume aber bekommt die Straße gleich ein liebenswürdiges Aussehen. Wie schön würde sich Wien erst machen, wenn es auch noch solchen Schmuck erhielte! . . . Das ist auch eine Annehmlichkeit unserer Zeit, daß in ihr so viel für das allgemeine Wohlbefinden getan wird und wenn einer überhaupt sich freuen darf, geboren zu sein, so mag er sich glücklich schätzen, in unserer Zeit zu leben.

In der Tiefe.

Jedesmal, wenn davon die Rede ist, daß eine elektrische Bahn unterirdisch durch die Innere Stadt gelegt werden soll, sage ich mir: „Das ist ja rein unmöglich, denn wie will man den vielen Kellerräumen ausweichen?“ Es gibt außer Rom und Edinburgh keine Stadt in Europa, die so tiefe Keller hat wie Wien. Die meisten Hauptstädte liegen niedrig über Wasser, so daß man nicht tief graben kann. Abgesehen von der Leopoldstadt, der Brigittenau und anderen Gebieten an der Donau ist ganz Wien unterminiert. Nun gar in der Inneren Stadt!

Nur einmal habe ich mich in einem der tiefsten Keller Wiens einige Stunden lang aufgehalten. Sie gehören zu den schönsten meines Lebens. Manchmal treten an den Menschen Erscheinungen heran, die, so unbedeutend sie auch sonst sein mögen, sich zu einem Bilde gestalten und als solches in der Erinnerung bleiben. So geht es mir mit dem Aufenthalt in besagtem Keller. Er befand sich in der Weihburggasse gegenüber der Rauhensteingasse. Ich war nicht

allein dort unten. Außer mir waren noch mehrere Herren zugegen. Eine wichtige Person in dieser Gesellschaft aber war Herr Sacher, der jüngere und schlankere Bruder des allen Feinschmeckern so rühmlich bekannten Sacher. Es ist schon hübsch lange her, und die Zeiten waren damals nicht ungünstig; der Transport angenehmer Eßwaren von den Seestädten her begann sich besser zu gestalten. Dennoch war unter uns einmal die Rede von dem schändlich hohen Preise der Austern, die in hinreichender Menge nur noch den Millionären erschwinglich seien. Da machte einer von uns die Bemerkung, daß man immerhin ganz gut dazu komme, wenn man ein ganzes Faß Austern von Hamburg beziehe. Das ließ sich hören, denn wir waren ja acht Personen zu dem Fasse. Unser Freund, der jüngere Sacher, übernahm es, die Austern kommen zu lassen und uns von deren Ankunft zu benachrichtigen. Er sagte, das vielversprechende Unternehmen solle auch mit einer Überraschung seinerseits verknüpft sein.

Nach kurzer Zeit schrieb uns Herr Sacher, wir möchten uns zu einer bestimmten Stunde vor dem Keller in der Weihburggasse einfinden. Dies geschah denn auch mit einer Pünktlichkeit, die einer so wichtigen Sache würdig war. Er öffnete die Kellertür und bat uns, einzutreten, denn er habe das Faß Austern da hinunter bringen lassen. Wir gelangten an eine steinerne Treppe, die eng, steil und kaum beleuchtet war. Wir stiegen hinab, kamen an einen Absatz und glaubten, dort müßte wohl bald der Raum mit dem Faß Austern sein. Nichts davon. Die Treppe ging in spiralischen Windungen noch weiter hinab, bis abermals ein Absatz kam, aber kein Faß. Wir mußten noch eine Treppe hinuntersteigen und waren dann drei Stockwerke tief unter der Erde in einem dunklen, säuerlich riechenden Weinkeller.

Beim Hinabsteigen hatten sich die Augen allmählich an die Dunkelheit gewöhnt, doch genügte der schwache Schein einer Laterne kaum, den Boden des Kellers für uns zu beleuchten. Der Körper eines einzigen von uns genügte schon, mit seinem Schlagschatten

den schmalen Gang zwischen den Fässern auszufüllen. Aufs Geratewohl gingen wir dem schwankenden Schimmer der Laterne nach, die Herr Sacher trug. Wir waren in ganz fröhlicher Stimmung, denn daß unser Führer uns zum besten haben konnte, schien ein Ding der Unmöglichkeit. Ja, wäre der 1. April gewesen, so hätte man dergleichen denken können, aber der Monat war mit seinen Tagen schon weiter vorgeschritten. Jedenfalls gehörte eine Engelsgeduld zu dieser Wanderung in dem geräumigen, finsteren Keller.

Da auf einmal gelangten wir, als die Wand sich im rechten Winkel und abermals im rechten Winkel umbog, in ein glänzend beleuchtetes Gelaß. Wir waren zuerst wie geblendet, denn überall auf den Gestellen zwischen den lagernden Flaschen standen Kerzen, wohl an die fünfzig, und leuchteten auf eine Tafel, die mit schneeweißem Damast gedeckt war und von silbernem und kristallenem Tischgerät blinkte. Der Gegensatz ihres funkelnden Glanzes, ihrer Tadellosigkeit und Eleganz zu den schimmeligen grauen Kellermauern, dem dunklen Holzwerk der Wandgestelle und den von Alter schwarz übersponnenen Flaschen darauf war groß und für uns alle neu. Unser Freund Sacher hatte uns wirklich damit eine Überraschung bereitet.

Nun, da stand auch das Faß Austern. Sie waren alle noch fest geschlossen, aber es ging ein Duft von ihnen aus, der an die Nordsee gemahnte, wenn in lauer Sommernacht der Mond über den Wellen zittert und auf den Strand der weißen Düne scheint.

Ein wahres Vergnügen ist es, das elegante gelblich graue Geschöpf, das so aufopferungsvoll in dem aromatischen Wasser liegt, in sich aufzunehmen. Austern wirken günstig auf den Verstand; darum habe ich zu der Zeit, von der hier die Rede ist, noch hinreichend davon besessen. Aber es gibt Leute im Binnenlande, die so wenig Verstand haben, daß sie die Austern ungekaut verschlucken. Sie glauben, es müsse so sein, und nehmen Schaden davon, ja, sterben sogar. Erst jüngst haben wieder einige Unglückliche in solcher Weise das Leben eingebüßt, und zwar an

Austern vom Goldenen Horn bei Konstantinopel, die sich allerdings durch eine etwas stärkere und schwer verdauliche Haut von ihren zarten Schwestern der Nordsee und des Ärmelkanals unterscheiden. Alles, was man zu sich nimmt, muß gekaut werden, selbst der Wein. Darüber frage man jeden, auch nur halbwegs stilvollen Weinbeißer, der mit den Chablis umzugehen weiß.

Übrigens hat das Verzehren von Austern seine Grenze. Nicht, weil das Faß bald leer werden könnte; davor braucht man sich nicht zu fürchten, denn es sind noch viele übrig. Aber wer fünfzig kühle Austern zu sich genommen hat, empfindet einen deutlichen Wärmeverlust im Körper und sehnt sich danach, den Verlust zu ersetzen. Dies wußte unser Freund Sacher ganz gut, und gerade zur rechten Zeit kamen aus einer dämmerigen Ecke des Weinkellers einige Jünglinge im Frack und mit weißer Serviette über den Arm und brachten heiße Bouillon, die einen köstlichen Geruch über den Tisch verbreitete und eine wohltuende Wärme durch die Adern rinnen ließ. Wir waren darüber sehr froh. Es ist aber auch wahr: Bouillon ist etwas ganz Famoses; ihr Geschmack wird sogar von Kennern für den allerfeinsten auf Erden gehalten. Nehmen wir an, daß sie recht haben; dann ist der Ochse, der uns Menschen die Bouillon liefert, das feinste Produkt des Landes, wie die Auster das feinste Produkt der See. Ich selber kann darüber nicht urteilen; ich bin in den Ruf der Feinschmeckerei gekommen, wie Pontius Pilatus in den Glaubensartikel und betrachte mich nur als Fanfaron in kulinarischen Dingen. Aber trotz meiner Unwissenheit darin hatte ich doch für das Roastbeef, das alsdann aufgetragen ward, ein so genügendes Verständnis, daß ich es ohne weiteres als ein herrliches Stück erkannte, wie man es selbst in Hamburg nicht kraftvoller und größer findet. Ja, Wien und Hamburg, die zwei!

Obwohl dieses Gastmahl in so großer Tiefe stattfand und sich durch die Umgebung von dunklen Weinfässern, durch die rauhen Wandgestelle mit den von Alter schwarz umflorten Flaschen,

zwischen denen die Kerzen mit ihren hellgelben Flämmchen hervorschienen, von allen anderen Mahlzeiten deutlich unterschied, würde man doch wider den guten Geschmack verstoßen, wenn man dessen weiteren Verlauf schildern und alle die vorzüglichen Speisen und die kostbaren Weine aufzählen wollte. Eine einzige Tatsache ist nur noch anzuführen, weil sie mit der Tiefe des Kellers in Zusammenhang steht. Es ist nämlich oft behauptet worden, man müsse sich in Kellereien sehr in acht nehmen und große Mäßigkeit einhalten. Daran hatte ich nie geglaubt. Aber es ist doch was daran. Wir haben es damals an uns selbst erfahren, denn als wir mit den Austern und der übrigen Mahlzeit zu Ende waren, dann hinaufstiegen und wieder an die Luft kamen, wurden wir alle einige Sekunden lang von einem Wirbel erfaßt. Wie sich die Genossen damit abfanden, weiß ich heute nicht mehr. Mir selbst ging es gleich einer Taube, wenn sie aufgeflogen ist und die Himmelsrichtung auskundschaften will; ich beschrieb einige schöne Kreise und nahm alsdann meinen Flug nach der Grünangergasse, wo ich damals wohnte. Schließlich sei noch erwähnt, daß meine Freunde und ich seither niemals wieder in einer so großen Tiefe zu Mittag gegessen haben.

Im Prater.

Der Prater, dieser holde Wald, der fast in die Häuser von Wien hereinwächst, ist allen freundlich, bietet allen etwas: den Vornehmen und den Reichen, die in räderblitzenden Prachtwagen die große Allee entlang rollen oder in der Reitallee auf der weichen Lohe traben, dem Träumer, der still durch die Auen wandelt, dem Begeisterten, welcher, erfüllt von heißem Dank gegen die schöne Natur, sich schluchzend in ihrem Grase wälzt, dem tapferen Kanonier, der, mit dem klirrenden Sarras an einer Seite, dem girrenden Herzliebchen an der andern Seite dem Gebüsche zueilt; allen Mühseligen und Beladenen bietet er Erquickung. Am schönsten ist es doch in dem freundlichen Dorf von Buden und Wirtshäusern, das den guten Namen Wurstelprater führt. Im vorigen Jahre hat man ihn zwar Volksprater genannt, weil man geglaubt hat, das sei feiner und gebe ihm mehr Ansehen in den Augen der vielen Berliner und Franzosen; aber im Volksmund heißt er schlecht und recht Wurstelprater, denn vor den Wienern braucht

er sich nicht zu genieren; diese wissen ohnehin, was Gutes an ihm ist.

Glücklich der, welchem vergönnt ist, zur Mittagszeit unter grünen Schattenbäumen im Wurstelprater zu lustwandeln. Dann ist noch tiefe Stille dort. Nur von Zeit zu Zeit sieht man einen Budenbesitzer vor seine Tür treten, um auszulugen, ob schon etwas naht; aber er schreit noch nicht. Zuerst kommen die Kinder mit ihren Erzieherinnen; ihnen zulieb setzen die Ringelspiele sich in Bewegung, stimmt der Leierkasten sein erstes Liedchen an, und kleine Knirpse zügeln die Holzpferde, auf denen abends der feiste Küchendragoner reitet.

Blickt man zwischen den Buden ins Freie hinaus, so sieht man hie und da einen Zug Salamimänner in einer Waldlichtung; einer nach dem andern schreiten sie dahin, wie Indianer auf ihren Jagdgründen. Allmählich finden sich auch die kleinen Musikbanden ein, welche vor den Wirtshäusern das „pickfüße Holz" so schön flöten können. Ein Neugieriger nach dem andern kommt aus der Stadt, um die Merkwürdigkeiten des Wurstelpraters zu besehen. Dann treten die Ausrufer vor die Buden und streichen ihre Raritäten aufs beste heraus: von Kathinka an, der Riesin aus Polen, welche eine kleine Hand hat und einen kleinen Fuß, wovon sich jedermann selbst überzeugen kann, bis zur gestreiften Hyäne: „Sibirien ist ihr Vaterland, und wenn sie gereizt wird, frißt sie ihre eigenen Jungen! Nur zehn Kreuzer die große Person und fünf Kreuzer die kleine Person! Noch nie dagewesen! Sibirien ist ihr Vaterland und ihre Sprache ist mama und papa! Immer heran, meine Herren! Nur fünf Kreuzer!"

Bald sind sämtliche Raritätengeschäfte in Gang; man hört ein mörderisches Geschrei auf der ganzen Linie und ein Klatschen des spanischen Rohrs auf den Leinwandschildern und ihren auserlesenen Greueln. Daneben hämmert ein Hanswurst auf den Rand seines Theaters; nicht weit davon wird auf eine türkische Trommel geschlagen, was das Zeug halten will. Von allen Seiten

hört man Musik; große Musik und kleine Musik; alle Musiker spielen gleichzeitig und eine Pickelflöte überkreischt die andere. Dazu das Geklingel und Geklapper der Ringelspiele, das dumpfe Hauen auf die Kraftmesser, die Pendelschwingungen der Schaukeln und das Gekreisch ihrer Insassen.

In den Wirtshausgärten sind alle Tische voll besetzt; zwischendurch schießen Salamimänner und rufen und werden gerufen. Auf allen Wegen wogt eine dichtgedrängte Menge und wirbelt Staub auf. Aber in all dieser Bewegung und all diesem Lärm hört man nie einen Laut der Unfriedfertigkeit; jeder ist artig gegen den anderen und voll Rücksicht. So etwas habe ich nur in Wien gesehen. Das unschöne Wort, mit welchem man in andern Hauptstädten einen Teil des Volkes nennen muß, braucht man zu Wien nicht in den Mund zu nehmen. Und über den Staub und dem ganzen Gedudel erheben die alten, schönen Praterbäume ihre Wipfel in die blaue Luft und flimmern mit ihren Blättern im Sonnenschein.

Aber man tut wohl, bald dem Staube und dem Lärm zu entrinnen und ein ruhigeres Gefilde aufzusuchen. Abseits auf grüner Wiese liegt still und traulich, halb von Bäumen beschattet, ein Wirtshaus mit vorragendem Dachwerk. Der eingefriedete Gartenraum ist nicht groß, aber an den sauber gedeckten Tischen weilt man gern und blickt auf die frische Wiese hinaus. Wenn vornehme Frauen mit ihren Kindern den Prater besuchen, kommen sie hieher und lassen die Kinder im Grase spielen. Früher war auch ein Storch da, der mit seinen Stelzbeinen das Haus umschritt; jetzt ist er nicht mehr da; wo er geblieben ist, weiß ich nicht. Aber das Schwalbenpaar, welches im vorigen Frühling, als das Dach neu gezimmert war, sein Nest nicht fand und diesmal wegen der kühlen Witterung länger als gewöhnlich im warmen Süden verweilte, hat sich von neuem eingefunden.

Unter den Bäumen am Rande der Wiese saß ich oft an Sommerabenden mit trauten Genossen, wenn die Sonne ihren

Purpurschein durch das Blätterwerk goß und mit leuchtenden Gräsern spielte, bis sie hinter dem Kahlengebirge niederging. Dann umkreisten die Dohlen den hohen Baum gegenüber zum letzten Male und begaben sich zur Ruhe. Die vornehmen Frauen waren mit ihren Kindern längst nach Hause gegangen; kein heller Kinderstimmenklang mehr; tiefe Stille. Nur zuweilen wehte ferne Musik herüber wie Aeolsharfenton. Das liebe Gasthaus lag im Dunkel der Nacht; aus seinen Fenstern schimmerte ein wenig Licht. Bei dem Brunnen, an welchem wir unsere Gläser frischten, brannte ein Licht, bei dem Fasse, aus welchem wir sie füllten, brannte auch ein Licht, und auf dem Tische, an welchem wir saßen, auch eines in einer Glaskugel. Je dunkler die Nacht ward, desto klarer flimmerte am Himmel die Milchstraße. Manchmal flog ein Johanniskäfer durch die Nacht wie ein Funke. Leise redeten wir von der Größe der Schöpfung, von der Unsterblichkeit der Seele und priesen die Güte des St. Marxes Stoffes, bis wir von allen dreien genug hatten. Dann ging es heim, so gut jeder vermochte. Zuerst schräg über die Wiese, dann durch einen kleinen, dunklen Hain, unbeirrt von den Lockungen der überaus skandalösen Waldnymphe, welche in diesem Hain ihr Wesen trieb.

Trauliche Wirtsstuben.

Der Mensch vergleicht in einem fort. Ehe ein Kind zu vollem Bewußtsein gekommen, betrachtet es die Dinge in ursprünglicher Anschauung, aber bald weiß es ein großes Stück Kuchen von einem kleinen ganz genau zu unterscheiden und rechnet richtig, daß jenes vermöge seines größeren kubischen Inhalts ihm mehr Freude bereiten wird als dieses. Die Einfalt verschwindet dann und macht der Unterscheidung völlig Platz und schließlich wird das Denken fast ganz ein Vergleichen und Erwägen. Am meisten ist dies der Fall, wenn es sich um das Wohlbefinden des Menschen handelt. Legt er sich die Frage vor, in welcher Stadt er wohl am liebsten wohnen möchte, so werden eine Menge Umstände vorgenommen, gegeneinander gehalten und genau überdacht. Das Ergebnis dieser Arbeit ist meistens, daß er am liebsten dort bleiben möchte, wo er sich in die Gewohnheiten eingelebt hat, daher auch die Unzufriedenen doch dort bleiben und sich nirgends wohler fühlen.

Nach sehr reiflicher Überlegung möchte ich für meine Person nirgends anders sein wie in Wien. Dafür habe ich hundert Gründe, von welchen ich nur einen anführen will. Leute, die viel gereist sind, heben die Vorzüge ferner Gegenden hervor; sie loben die hohen Gebirge, das weite Meer, die Städte in ihrem Glanz, die Verkehrsmittel darin, die Gasthöfe mit allen Bequemlichkeiten nach neuester Erfindung und sie haben recht; aber was ihnen entgeht, sind die traulichen Winkel, wo die erbgesessenen Bürger verkehren, und dort sieht man der Stadt bis ins Herz hinein. Es ist ja wunderschön, in Venedig an der Riva zu lustwandeln mit dem Blick nach dem weiten Wasser, das sich bis nach Malamocco hin und bis nach Chioggia zieht mit all den roten Segeln und den euganeischen Hügeln dahinter, und wenn man ermüdet ist, sich bei Bauer oder im Cavaletto zum Speisen niederzulassen. Wer sich nur einige Tage in der Lagunenstadt aufhält, kann auch nichts Besseres tun. Wenn man aber dort lange Zeit wohnt, so lernt man allerlei Schlupfwinkel kennen, irgendwo in einer schmalen Calle, auf deren Pflaster nie der Sonnenstrahl hinabgedrungen ist. Tritt man in die Tür des unscheinbaren Hauses, so befindet man sich in einem länglichen Raum, an dessen beiden Seiten säuerlich riechende Fässer liegen, alle voll. Am Ende des Raumes ist wieder eine Tür, durch welche leuchtendes Grün hereinscheint. Dort hinter dem Hause ist der Garten. Er ist eng und von Mauern umgeben, aber über diese Mauern gucken Bäume herein von anderen Gärten, die ebenso eng sind, aber schattig und ganz still. Wenn nun die Glocken schweigen, gibt es in Venedig keinen Lärm. Man setzt sich unter das Rebendach, durch dessen Laub die vollen Trauben herabhängen, und dann kommt der Wein, der rote, in der kleinen, gelben, ausgebauchten Kanne. Dann kommen die Spießbürger, die Hausherren, die Weinbeißer, der Parochio und abends, wenn die Lampen durch das dunkle Grün des Gartens leuchten, erscheint die ganze Nachbarschaft mit all dem Frohsinn und der höflichen Gutherzigkeit, die dem Venezianer eigen sind.

Trauliche Wirtshäuser sind die größte Zierde einer Stadt, einer Gegend, eines ganzen Landes. Was hilft uns der schönste Wald, wenn kein Wirtshaus daneben ist. Es frage sich nur jeder selbst, ob ein vollkommen einsamer Wald auf ihn einen guten Eindruck gemacht hat. Wenn er dazu ja sagt, täuscht er sich selber. Die wirtshauslosen Firnen und Gletscher der Alpenwelt sind im höchsten Grade abschreckend und wer hinaufsteigt, weiß eigentlich nicht recht, was er tut. Norwegens Granitberge und tiefen Fjorde, seine Föhrenwälder in düsterer Pracht, die breiten Wasserfälle, die dort über Felsenbänke zu Tal donnern, würden auf das Gemüt viel tiefer wirken, wenn in ihrer Nähe was anderes zu haben wäre als Milch und wieder Milch. In Norwegen gibt es außer den Hotels, in denen man auf den Verkehr mit zugereisten Leuten angewiesen ist, kaum einen Ort, wo man bei einem Trunk sich niederlassen und dem Gespräch der Spießbürger zuhören kann. Diese trinken in ihrer Behausung und sind öffentlich so enthaltsam wie die Bewohner einiger Gegenden Nordamerikas, wo die Leute vor lauter Mäßigkeit schon halb verrückt geworden sind. Gott, was habe ich mir in Drontheim und Christiania für Mühe gemacht, außerhalb meines Hotels mit der faden Gasttafel ein Wirtshaus zu entdecken, in welchem die Einheimischen verkehren! Nichts dergleichen. Als ich einen Bürger auf der Straße danach fragte, zog er ein Gesicht, als hätte ich nach einer Gifthütte mich erkundigt.

Dann kam ich nach Lübeck. Dort ist es viel besser, doch den alten ehrwürdigen Ratskeller haben sie in ein affektiertes Lokal mit langen, schön gedeckten Tischen umgewandelt und statt der Kellerburschen, welche früher den Wein herbeitrugen, sind feine Aufwärter da, mit gleichgültig erhabener Miene und einer schmalen Speisekarte. Die Kellerfenster sind, den neueren Anforderungen zulieb, lang und hoch geworden. Früher gab es dort niedrige, viereckige Kellerlöcher, aber durch deren braune, von Spinneweben verschleierte Fenstergläser beschien ein dämmeriges Licht das Faß, mit der schwarzen Katz' darauf. Mir scheint, sie ist ver-

schwunden. Aber in der Breitenstraße zu Lübeck, bei der Kirche von St. Jakob, ist das Schifferhaus noch ganz so, wie es in der größten Zeit der Hansa war. Darinnen wird jetzt eine gemütliche Gastwirtschaft geführt. In dem dämmerigen Raum sitzt man an alten eichenen Tischen bei einem guten Trunk; ringsum an den Wänden schweben Flaggen in verblichenen Farben; Schiffsschnäbel zieren die Pfeiler, allerhand Merkwürdigkeiten aus den fernsten Meeren sind in Schränken aufbewahrt und unter der braungetäfelten Decke hängen Dreimaster mit vollen Segeln. Ein Wirtshaus, so traulich und voll Erinnerung findet man in der ganzen Welt nicht wieder und doch kam mir dort die Halle eines Gasthofes in Sulina, den ein Italiener aus Livorno hielt, ins Gedächtnis. Im Hintergrunde dieser Halle führten drei Stufen in eine Stube, darin saßen die Schwestern des Wirtes, welche mich einluden, meine Flasche neben ihnen auszutrinken und sich herzlich freuten, an der Mündung der Donau mit jemandem in ihrer Muttersprache verkehren zu können. Dann fiel mir ein schattiger Garten zu Orsova in Ungarn ein, wo man Kaviar, wie er frisch aus dem Schiff kommt, bloß mit Salz versetzt und mit Zitronensaft beträufelt, aufgetischt erhält. Diese beiden Wirtshäuser haben mit dem Schifferhaus in Lübeck gar nichts gemein; aber es gibt Gedankenverbindungen, die entstehen, man weiß nicht wie.

In Ungarn ist man gut daran; das ganze Land gleicht einem fröhlichen, gut geleiteten Gasthaus. Aber in Kroatien auch. Während des großen Erdbebens, das fast eine Woche dauerte, war ich in Agram, um diese ebenso seltene wie sonderbare Angelegenheit zu betrachten. Sobald ich tagsüber genug hatte von den abstürzenden Türmen, von den Tauben und Spatzen, welche, durch das Krachen der Dächer aufgescheucht, in der Luft schwirrten, zog ich mich in eine Weinstube zurück, die kaum so groß war, daß zwei Tische darin Platz fanden und so dicke Mauern hatte, daß sie das Gefühl vollkommener Sicherheit gewährte. Es war recht behaglich dort, wenn die Mahnungen des Erdbebens sich verspüren

ließen. Wäre das Haus eingestürzt, so hätte ich hier ein gemütliches Loch gehabt mit Wein und geräucherten Lebensmitteln für viele Tage.

Wien zieht aus ganz Österreich-Ungarn alles herbei, was nur Vorzügliches zu haben ist, aber es gibt auch sein Teil zurück. So hat es beispielsweise das ganze Land von Siebenbürgen bis zum Bodensee, von Dalmatien bis zur sächsischen Grenze mit seinem Speisezettel beschenkt. Abgesehen von einigen landesüblichen Speisen findet man überall eine Wiederholung von Erzeugnissen der Wiener Küche. Dazu kommt eine merkwürdige Einrichtung, die jedoch, ebenfalls von der Hauptstadt ausgegangen, in der Nachahmung nicht immer geglückt ist. Diese Einrichtung ist die Schwemme, die seelenvolle, trauliche Schwemme der Wiener Gasthäuser. Es gibt keine Wirtsstube, die einen größeren Zauber hätte als diese. Wenn ich zu Mittag essen will, da ist mir kein Saal zu prunkvoll, kein Tisch zu schön gedeckt; will ich aber irgendwo einkehren, lediglich um meinen Durst zu löschen, da ist mir die Schwemme eben recht, vorausgesetzt, daß sie reinlich und gut gelüftet sei. Wie gut hat man es an einem solchen Ort, wenn man dort schon bekannt ist. Man braucht es gar nicht dem Namen nach zu sein; die Leute wissen bald, mit was für einer Sorte von Menschen sie zu tun haben. Dort ist man in der Nähe des Kellermeisters und seiner Genossen, mit denen ein vernünftiger Gast allezeit Freundschaft schließen muß, wenn er einen guten, vorsichtig eingeschenkten Trunk aus dem frischesten Faß haben will; da ist die Kassierin, die das geleerte Glas mit einer schönen Empfehlung in den Keller hinabsenkt. Da kommen die Hausmeister aus der Nachbarschaft, die bescheidenen Geschäftsleute, zuweilen Leute aus Wiens fernen Gegenden, Hausierer, die Fiaker vom nahen Stand, und alle diese Leute verkehren in natürlicher Herzlichkeit miteinander und nehmen kein Blatt vor den Mund. Die Fiaker sind am lautesten dabei. Überhaupt wird alles laut gesprochen und gemeinschaftlich belacht. Eine anspruchslose, ge-

winnende Heiterkeit füllt den Raum. Nein, das gibt es nur in Wien und wenn ich jetzt von den hundert Gründen, warum ich diese holde Stadt nicht verlassen möchte, einen anführen soll, so ist es der, daß ich den treuherzigen, liebenswürdigen Ton des Volkes in einer solchen Wirtsstube, die nur gering geachtet ist, nicht entbehren mag. Er gibt ein schönes Zeugnis für die ganze Art des Wieners ab.

Die stille Stadt.*

Unter allen Erfindungen ist der Sonntag gewiß eine der feinsten, und man kann nie ohne Rührung den Anfang des zweiten Kapitels im ersten Buche Mosis lesen, wo geschrieben steht, daß Gott diesen Tag segnete und heiligte, weil Gott da von allen seinen Werken ausruhte. Dieser Segen hat bis heute vorgehalten. Am Sonntagsmorgen ist die ganze Welt voll Feierlichkeit; die Sonne geht ganz anders auf und ihr Schein liegt anders auf den Pflastersteinen der Kärntnerstraße als während der Woche. Wie dies zugeht, weiß man nicht, aber es ist sehr ausdrucksvoll; und wenn am Sonntag die Kirchenglocken nicht läuteten, wenn man weder Orgelklang noch Chorgesang vernähme, würde man doch merken, daß Sonntag ist. Alle Menschen freuen sich auf diesen Tag, die Geistlichen ausgenommen; und kein Kaiser und kein König ist wohl so verhärtet, daß er am Sonntag nicht seinen besten Rock anzöge, oder doch wenigstens seinen saubersten Orden oder eine Nelke oder was er sonst erwischen kann, ins Knopfloch steckte.

* Aus: „Wiener Stadtgänge." Verlag von Robert Mohr.

Die Morgenstunden verfließen schnell, aber nicht ohne Geräusch. Aus dem Fenster gegenüber hört man von einem Sonntagsmusikus gut gemeintes Klavierspiel, begleitet von Petersiliengehack und Eierschlagen, das aus einer benachbarten Küche herüberklappert. Ein junger Handlungsdiener, der sich in der Nachbarschaft ebenfalls des Sonntags freut, probiert seine Tenorstimme in hohen und tiefen Liedern. Angeregt durch diese Musik und durch reichliches Feiertagsfutter von Hanfsamen begeistert, singen die Kanarienvögel in den Fenstern mit vorgestrecktem Halse noch schmetternder als sonst. Aber man kann doch dabei lesen, denn all dieses Geräusch ist nicht unangenehm, vielmehr ganz natürlich und berechtigt; ihm gehört der Sonntagsmorgen und es nimmt auch ein Ende, sobald die Manschettenknöpfe in den Ärmeln des Handlungsdieners festsitzen und die Petersilie fein genug gehackt ist.

Dann wird alles stiller; die Kanarienvögel beruhigen sich und sind emsiger im Fressen als im Singen, und schließlich vernimmt man nur noch das Zischen des Sonntagbratens aus der benachbarten Küche.

Vormittags an schönen Feiertagen im Sommer zeigt sich so recht die Strömung der Menschen, welche durch die Innere Stadt geht; es strömt herein aus den Vorstädten, es strömt durch und hinaus. Man sieht anfangs noch nicht, wohin der Strudel sich wenden will; die Leute begegnen einander noch in den Gassen, und die Fiaker und Einspänner stehen noch auf ihren Standplätzen. Aber ein Wagen nach dem anderen füllt sich dann mit fröhlichen Menschen und rollt ab, und wenn es gegen zwei Uhr wird, wendet sich der ganze Strom hinaus und verläßt die Stadt, lauter gentile Personen und Mädchen in lichten Sommerkleidern, munter und vergnügungslustig.

Der wohlgesinnte Mensch geht gemeiniglich gern dahin, wo andere Leute ihre Freude finden, denn seine Freude wird durch ihre vermehrt, aber zuweilen macht es sich dennoch so, daß er der

Stadt den Rücken nicht wenden darf, und dann bleibt er darinnen. Doch der Aufenthalt zwischen den hohen Häusern in vereinsamten, menschenleeren Straßen ist auch nicht ohne Reiz, und wer aufmerksam auf die Dinge ist, die ihn umgeben, findet allerwärts Vergnügen genug. Er ist ja auch nicht der einzige, der in der Stadt bleibt; die Geistlichen sind auch da und müssen in der Kirche ihre Pflicht tun, und es findet sich immer ein Häuflein Andächtiger und Genügsamer, die in den Kirchen den merkwürdigen Auseinandersetzungen der Kanzelprediger mit Langmut zuhören und den Zuschauer amüsieren. Diese Vorträge sind eine Quelle vielfachen Vergnügens; man erfreut sich an der Beredsamkeit des Geistlichen und seinen kräftigen Kanzelschlag, an der gläubigen Miene der Zuhörer, an der Kühle des Gotteshauses und setzt sich ins Gestühl. Trifft man es glücklich, so erhält man nach der Predigt noch die Einladung zu einer Wallfahrt nach Mariazell, was doch auch recht freundlich ist, dazu ein wenig Musik, die in der Stephanskirche namentlich recht frisch und munter von statten geht.

Wunderschön ist der Gesang der Nonnen an Sonntagsnachmittagen in der Johanneskirche. Dort sitzen die schönen, jungen, dunkel bekleideten Klosterfräulein auf der Galerie hinter einem Gitter, durch welches man hindurchblicken kann, wenn der Sonnenschein dahinterfällt. Die vollen Altstimmen, mit denen die Nonnen ihre rührenden Lieder singen, gehen einem gefühlvollen Menschen durch Mark und Bein, und mehr als zehnmal kommt ihm während des Gesanges der Wunsch, die persönliche Bekanntschaft all dieser Nonnen zu machen und das Seinige zu ihrer Glückseligkeit beizutragen. Aber kaum hat er dies zehnmal gedacht, so verstummt der Gesang und die Nonnen gehen paarweise, nach ehrfurchtsvoller Verbeugung vor ihrer Oberin, durch eine Tür seitwärts dem freudelosen Inneren des Klosters zu, und alles was dem Nachsehenden im Auge bleibt, ist eine Träne, von welcher er nicht sagen kann, ob sie aus Mitleid mit den Ärmsten ihm ent-

quollen ist oder aus Sehnsucht, diesen sämtlich ihr Schicksal zu erleichtern.

Wenn die Nachmittagspredigt und aller Segen in den Kirchen aus ist und die Andächtigen sich verloren haben, gibt es nichts Einsameres als die Straßen der Inneren Stadt. Der blaue Himmel hat alle Leute hinaus ins Freie gelockt, und zwischen den hohen Häusern ist es wie ausgestorben. Man kann fünf Minuten lang in der Annagasse oder in der Krugerstraße stehen, ohne eines lebendigen Wesens ansichtig zu werden; höchstens daß eine schwarze Katze sich zuweilen an den Häusern entlang schleicht, um in einem Kellerfenster zu verschwinden. Blickt man den Graben ntlang, so sieht man auf der Sonnenseite gewiß keinen Menschen und wenige auf der Schattenseite. Die Standplätze der Wagen sind leer und von der nahen Peterskirche lassen die Tauben auf den sonst so bewegungsreichen Platz sich herab und picken Haferkörner auf, welche die Pferde verstreut haben.

So still ist es dann auf dem Graben, daß man das Sprudeln der Brunnen weithin hören kann und das Gurren der Tauben, wie in einer kleinen Stadt. An der mächtigen Front des Trattnerhofes spielt die Nachmittagssonne glänzend auf den Fenstern, die sämtlich dicht geschlossen sind, denn die Bewohner des Hauses sind alle aufs Land hinaus. Alle Bewohner der Inneren Stadt sind aufs Land hinaus. In dem Tabaksladen, wo es sonst so lebhaft hergeht, daß ein Kunde dem andern die Klinke in die Hand gibt, sitzen die Verkäuferinnen, in ihren Roman vertieft, still und atemlos vor Spannung auf den Ausgang des Kapitels und man hört nur das leise Umblättern der Seiten. Beglückt weilen die sonst so Emsigen in ruhiger Nachmittagstunde, während die anderen Menschen sich draußen auf Berg und Wiese ergehen, wenigstens in Gedanken im Reiche zarter Freude und auf blumigen Gefilden fern von Rapee und Sanspareil. Eine ahnungsvolle Stimmung schwebt an einem schönen Sonntagnachmittag in solchem Tabaksladen. Während die Mädchen lesen, schlummern die

Zigarren in den Kisten, die Fidibus stehen im messingenen Becher und träumen von ihrer Zukunft und selbst das kleine blaue Flämmchen zum Anzünden der Zigarren scheint eingenickt zu sein.

Doch lange dauert der stille Friede nicht. Noch ist es leer in der Stadt; aber wie nach der Ebbe, die den Strand verlassen hat, plötzlich eine kleine kräftige Welle heranrollt, als erstes Zeichen der Flut, so kommt, wenn die Sonne niedergeht, der erste Stellwagen voll Menschen von draußen herein. Ihm folgt bald der zweite, der zehnte, der hundertste; dann kommen alle Fiaker, die Einspänner und Scharen von Fußgängern, und es dauert nicht eine halbe Stunde, so ist wieder ein enormes Gewühl in der Stadt und lachende, fröhliche Menschen füllen alle Straßen.

Dann klappen die Tabaksverkäuferinnen den Roman zu, die Tauben fliegen zu Nest nach den Jesuitenschnörkeln der Peterskirche, und dort, wo sie ihren Kropf gefüllt haben, bindet jetzt der Fiaker seinem Pferde den Futtersack über das Maul und klopft es zärtlich auf die verdienstvollen Sonntagsschenkel. Dann mischt sich auch das Abendgeläute von den Türmen aller Kirchen mit dem Gerassel der Straßen, das nicht eher ein Ende nimmt, als bis alle Wiener und Wienerinnen, froh, den Tag über sich glücklich unterhalten zu haben, ihr munteres Lager aufsuchen. So sorgt der liebe Gott für alle: für die, welche draußen im Grünen ihre Freude finden, und auch für die, welche einsam am Sonntag in der Stadt verweilen.

Die Bank.

Sehe ich aus meinem Fenster, so liegt eine Menge schöner Punkte mir vor Augen, die nicht leicht jemand auf einen Blick umfassen kann. Rechts in der Ferne erhebt sich das Kahlengebirge bläulich und breit, davor die Rebenhügel von Grinzing, davor drei Türme der Leopoldstadt, davor das Österreichische Museum am Stubenring, dann die Verbindungsbahn in schlanker Kurve. Die Spitze des Stephansturms blickt auch herüber. Gerade vor mir, weit draußen, erheben sich die Höhenzüge von Lainz, überschnitten von der gotischen Kirche bei der Westbahn, dem Kuppelbau von St. Karl und dem Turm „von die Paulaner". Dann kommen, noch näher, drei Paläste; in einem wohnt der englische Botschafter, in dem anderen der deutsche Botschafter, in dem dritten der russische Botschafter, lauter „schöne Leute", von den Legationsräten und Attachés nicht einmal zu reden. Wendet mein dankbarer Blick sich weiter links, so schweift er weit über Heiligenkreuz hinaus bis zu den ansehnlichen Bergen, von denen einer sogar mit einer Trian-

gulierungsmarke versehen ist, und ich würde wohl die weißen Klüfte des Schneeberges sehen, hätte sich das großmächtige Gebäude der Staatsdruckerei nicht dazwischen gelagert.

Wenn ich nun aus der weiten Ferne dieses Umkreises alle Radien herbeiziehe, konzentrieren sie sich natürlich in einem Punkt. Dieser Punkt befindet sich auf einer Bank, die jenseits der Verbindungsbahn unten gerade meinen Fenstern gegenübersteht. Sie ist eine liebe Bank. Vor ihr zieht sich ein breiter Weg hin und an diesem entlang die mit Pilastern verzierte Mauer eines vormals großen Gartens. Er gehörte zu dem alten Jagdschloß, in welchem sich jetzt das Kloster der Religieuses du sacré coeur befindet. Alte, breite Bäume ragen über die Mauer hervor. Dort steht die Bank, welche auch schon hübsch alt sein muß. Ihre Pfosten sind aus Stein gehauen; darüber liegt ein Sitz aus dickem, unverwüstlichem Eichenholz; das ist alles; eine Lehne hat sie nicht. Sie stand schon da an der alten Mauer, als vor ihr noch das Wasser floß. Es war der noch offene Wiener-Neustädter Kanal, auf dem es vor Zeiten fröhlich zuging, namentlich an schönen Sommerabenden, wenn die Wiener vom Wasserglacis her in Gondeln mit Sang und Klang und Papierlaternen fuhren und alles voll Licht und leuchtender Spiegelung war. Das Treiben in dieser Gegend, zumal an den grünen Uferböschungen, war so lustig, daß es sich gar nicht beschreiben läßt, und wenn die Bank nur könnte, würde sie wohl gern davon erzählen.

Jetzt, im Herbste, ist sie einsam und verlassen; nicht oft finden Vorübergehende sich veranlaßt, Ruhe bei ihr zu suchen. Der Wind hat die zarten Blätter der Akazien im russischen Botschaftsgarten abgeweht und sie längs der Mauer in einem langen Streifen hingeschichtet. Als sie vor einem halben Jahre anfingen, sich zu entfalten, da war die Bank viel gesuchter und oft gewährte sie Platz für zwei Paare zugleich, die ihr Herz dort durch gegenseitige Aussprache erleichterten. Auch manche kleine Familie suchte dort Rast. Am frühen Morgen machte der Schatten des hohen Hauses, in welchem ich wohne, es sich auf der Bank bequem, aber

der Sonnenstrahl verjagte ihn bald, um seinerseits Besitz von ihr zu nehmen und lange Stunden dort alleiniger Herr zu bleiben. Gegen Mittag jedoch kamen die Zweige eines die Mauer überragenden Ahorns mit ihrem flimmernden Blätterschatten und zauberten einen Ruheplatz hervor, wie man ihn angenehmer sich kaum denken kann.

Bald danach fanden die Besucher sich ein. Da kam ein junges Weib mit einem Kinde auf dem Arm und einem Korbe in der linken Hand. Sie ließ sich auf die Bank nieder und wartete. Als dann das Gebimmel der Glocke ertönte, kam ein schlanker Maurer über eine nahe Planke gestiegen, grüßte sie freundlich, setzte sich zu ihr und nachdem beide das kleine, in ein Tuch gewickelte Kind angelacht und gestreichelt hatten, kramte sie sein Essen aus dem Korb. Dieses mochte sie wohl mit der Liebe, welcher nur eine Frau fähig ist, zu Hause für ihn mundgerecht verkleinert haben, denn er aß alles, das Fleisch und die Gemüse und das übrige mit einem Löffel aus braunen Töpfen. Dabei hatte das Ehepaar sich mit dem Rücken gegen die Vorübergehenden und mit dem Gesicht gegen die Mauer gesetzt; so war es, wie weltentrückt, ganz unter sich allein und liebkoste den Kleinen, welchen die junge Mutter gelegentlich an ihre Brust nahm, um ihn trinken zu lassen. Dies konnte niemand sehen als der Mann, die Mauer und ich von oben und hätte auch jemand hingeschaut, so wäre auch nichts dabei gewesen. Wenn alles fertig war, packte die Frau das Geschirr wieder in den Korb, nahm das Kind auf den Arm, sagte ihrem Mann Adieu und ging fort. Er sah ihr lange nach, winkend, wenn sie sich umsah, um ihn noch einmal zu grüßen, und dies ging so, bis sie dem Auge entschwunden war.

Eines Sonntags, als der Maurer wohl behaglich im Schatten seiner Wohnung speiste, kam um die Mittagszeit ein junger Herr mit bräunlichem Gesicht voll Ernst und einer gewissen Traurigkeit und setzte sich auf die Bank. Nicht lange dauerte es, da nahte ein Mädchen von gewinnendem Liebreiz, schlank, mit kleinem Kopf,

darauf ein goldgelber Strohhut mit weißem Schleier, die Hände tadellos gantiert, die Ärmel maßvoll aufgebauscht und unter dem Glockenrock kamen beim Gehen die feinsten Fußspitzen zum Vorschein. Weiter kann ich im Signalement nicht gehen, namentlich auch einer reizenden Eigentümlichkeit ihres Gesichtes nicht gedenken, sonst würden Unberufene sie erraten. Er stand auf, ging ihr einige Schritte entgegen und grüßte voll höflicher Vertraulichkeit, dann nahmen beide Platz auf der Bank. Die Art und Weise, wie sie miteinander verkehrten, war mir noch niemals vorgekommen. Er sprach wenig, rührte beim Sprechen kaum die Hand, blickte die junge Dame aber freundlich an. Sie dagegen war weit lebhafter, doch ließ sich nicht genau erkennen, ob dies aus Liebe oder aus Verehrung geschah oder ob diese beiden Äußerungen einer zarten Seele sich hier verbanden. Wenn sie kam, zog sie einen Brief, den sie offenbar von ihm erhalten halte, aus der Tasche ihres Kleides, zeigte ihn voll Entzücken vor, führte ihn an den Mund und barg ihn sorgfältig wieder in ihrer Tasche. Dies war ein Zeichen von Liebe. Manchmal brachte er Musiknoten mit und deutete mit dem Finger darauf, als ob er was erklären wollte, wobei sie mit allen Zeichen der Verehrung zu ihm aufsah. Wenn Leute vorübergegangen waren, daher den Rücken unserem Paare zuwandten, näherte sie ihr süßes Gesicht dem seinen und drückte einen Kuß auf seine Schläfe, einmal sogar auf sein Lockenhaar. Sie ahnte nicht, daß in dem Hause gegenüber zwei Augen sie beobachteten, die vor Rührung über ihre holde Zutunlichkeit sich mit Tränen füllten.

Immer habe ich gedacht, ein Mädchen dürfe in Dingen der Liebe, auch wohl der Verehrung, nicht offensiv vorgehen, müsse sich vielmehr passiv verhalten. Hier glaubte ich, eines Besseren belehrt worden zu sein, denn so viel Reiz, eine so unbeschreibliche Grazie hatte ich zuvor nie in Tätigkeit gesehen. Es war ein Bild vollkommener Unschuld. Dieser ist es wohl auch zuzuschreiben, daß sie zum Zeugen des Ausdrucks ihrer Gefühle das offene

Tageslicht erwählte und als Schauplatz dafür die Bank mit dem dünnen Schatten des Ahorns genügend fand. Das sonderbare Liebespaar erschien im Hochsommer nicht; sie war wohl mit den Ihrigen aufs Land gezogen oder nach Ostende abgereist. Er kam einmal und blickte die Bank in Wemut an. Sie war naß, denn es regnete. Während der ganzen Abwesenheit des lieben Fräuleins regnete es. Im September jedoch, als die Sonne hervorgekommen und die Bank wieder trocken war, fand ich die beiden nebeneinander sitzen, in gleicher Zärtlichkeit wie zuvor. Aber ach! Eines Mittags sah ich ihn den Kopf senken, sie in Tränen gebadet; sie wandte das Antlitz von ihm ab. Darauf standen beide auf und gingen langsam fort. Ich war zu Tode erschrocken. Während sie früher beim Fortgehen sich so nahe zusammenhielten, daß kaum die Seele eines Engels zwischen ihnen hätte durchschlüpfen können, wandelten sie jetzt so entfernt voneinander, daß fünf Geister der Zwietracht zwischen ihnen Platz gefunden hätten. Mein Herz pochte bei diesem Anblick in dumpfen Schlägen. Ein Zug fuhr gerade unten auf der Verbindungsbahn vorbei; für einige Augenblicke hüllte sein weißer Dampf alles ein und als dieser sich verzogen hatte, waren die beiden um die Ecke einer nahen Gasse verschwunden. Sie kamen nicht mehr zurück und seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen. Ich gräme mich noch darüber. Was mich das angeht? könnte man fragen. Mein Gott, ich weiß nicht, wer sie sind, wohin sie gehen, aber es waren für mich ein paar Menschenkinder, welche auf der Bank da drüben Stunden zartester Liebe und bitteren Leides verbracht haben, Stunden, unvergeßlich für ihr ganzes Leben.

Übrigens waren sie nicht die einzigen, welche auf der Bank Ruhe und Trost im Leiden suchten, oft fanden, oft allerdings nicht. Auch in geschäftlicher Absicht ward sie aufgesucht. Einmal ließ ein blinder Mann sich hinführen und saß dort stundenlang mit der offenen Mütze auf dem Schoß, milde Gaben erwartend. Dies war mir gar nicht lieb, denn ich fürchtete, daß, sollte die

Stelle sich für ihn als lukrativ herausstellen, er sie beständig einnehmen und damit die wechselnden Erscheinungen am Kommen verhindern werde. Aus dieser Furcht entstand ein zur Hälfte niederträchtiger, zur anderen Hälfte großmütiger Gedanke. Ich wünschte dem Blinden, daß er hier nicht reichlich mit Almosen bedacht werden möge — dies war die Niederträchtigkeit — daß er jedoch an einem anderen Orte dafür reichlich Entschädigung finde — dies war die Großmut, wenn auch eine billige. Der erste Wunsch ist erfüllt worden, ob der zweite ebenfalls, weiß ich nicht. O Gott, was ist der Mensch doch für ein zusammengesetztes Borstentier, an dem der Hund noch immer den besseren Teil bildet! Ich sage nichts weiter, als daß der beste Charakter auch seine Schattenseite hat, wie alles in der Welt. Reinigen wir uns durch einen edleren Schatten. Philemon und Baucis kommen auch zuweilen nach der Bank, um sich auszuruhen. Oft habe ich sie beobachtet. Sie lieben sich gegenseitig, die schönen Alten, sie sind so zufrieden miteinander. Doch liegt über ihrem Wesen wie ein Schatten die Sorge, wer den anderen überleben und einsam in der Welt zurückbleiben werde, einsam und verlassen.

Ja, und was wird einst mit der Bank geschehen? .... Wer wird diese forttragen? Niemand. Wer kann sie brauchen? Ebenfalls niemand. Ins Österreichische Museum für Kunst und Industrie bringt man sie schwerlich, denn dazu ist sie nicht schön genug mit ihren zwei Steinpfosten und der Eichenbohle darauf; aus gleichem Grunde kann man sie auch im Stadtpark oder auf der Ringstraße nicht aufstellen. Das Museum der Stadt Wien wird sie nicht haben wollen, denn ihr historischer Wert ist nur gering. Sie in ferne Gegenden schleppen, lohnt den Transport nicht. Es ist damit wie mit dem Golde, das unten ihm Rheinbette liegt und das man ruhig liegen läßt, weil die Kosten, seiner habhaft zu werden, höher sind als sein Wert.

So wird auch die Bank bleiben, wo sie ist. Bei der Nivellierung wird man sie verschütten und wenn nach tausend Jahren

ferne Nachkommen das Erdreich aufwühlen, kommt sie wieder zum Vorschein. Die Eichenbohle ist dann schon versteinert und kein Mensch denkt dann daran, daß auf ihr so manches Herz vor Liebe erbebt und vor Kummer gebrochen ist.

Jetzt wird es schon früh finster. Vor einigen Abenden blickte ich noch manchmal hinab nach der Bank und sah aus der Dunkelheit nichts hervorschimmern als einen glühenden Punkt und ein kaum erkennbares weißes Viereck. Dieses war eine Schürze und der Punkt glühte auf der Zigarre eines Dragoners. Jetzt ist auch dies vorbei und der kalte Abendwind streicht über die leere Bank.

Hauptzollamt — Hütteldorf.

Kommt ein Fremder nach Wien und kennt die Stadt noch nicht, so tut er am besten, die schönsten Linien der Straßenbahn von einem Ende bis zu ihrem anderen zu befahren, und sollte ihm auch eine Equipage zu Gebote stehen, wird er doch die Stadt und ihre Bewohner für den ersten Augenschein nicht so gut kennen lernen wie in dem Wagen für alle. An einem schönen Sommertag in solchem offenen Wagen, der luftig und an der Sonnenseite von einer Zeltwand beschattet ist, über den Ring und durch die Hauptstraßen der Vorstädte zu rollen, ist an sich eine Erholung und reich an Erscheinungen für den, der offene Augen hat. Der Fremde hat bei solcher Fahrt auch Gelegenheit, sogleich die Urbanität der Wiener kennen zu lernen; nirgends kann er dies gründlicher als bei Festen, wo der Zusammenlauf der Leute groß ist, und in einem Wagen der Straßenbahn. Da macht einer dem andern mit freundlicher Miene Platz, und wenn immer noch ein Fahrlustiger auf das Trittbrett springt, geht doch die gute Laune nicht verloren.

Es war so lange von der Überfüllung der Straßenbahnwagen die Rede, bis entschiedene Verbote dagegen erlassen worden sind. Aber sie helfen nicht immer, denn sie hat ihre Ursache in zwei Eigentümlichkeiten Wiens, die schlechterdings nicht zu beseitigen sind. Die eine liegt im Ringstraßenverkehr; andere Großstädte haben um ihre City keine solche Straße, von der die Hauptadern der Vorstädte wie Radien abstrahlen.

Die Ringstraße hat oft ein menschenleeres Aussehen, aber man wird bemerken, daß die Straßenbahnwagen den großen Verkehr der Menschen in sich aufsaugen und daß, ausgenommen an Feiertagen, wo die Mehrzahl der Fahrgäste nach dem Endpunkt der Linien fährt, um dort im grünen Schatten zu weilen, nur die Ringstraße es ist, wo von einer starken Füllung der Wagen die Rede sein kann. Auf den Radialstraßen nimmt sie schnell ab, und an den Endpunkten kommen die Wagen fast leer an; es wäre eine unbillige Zumutung, wollte man verlangen, daß für gewöhnlich auf die Strecken mehr Wagen geschickt werden, denn diese würden auf halbem Wege schon ihren Zweck nicht mehr erfüllen. Der Fremde sieht hier eine Eigentümlichkeit Wiens, die in dessen topographischer Anlage begründet ist. Eine andere Ursache aber, warum sich eine feste Ordnung wie etwa in Berlin nicht einführen läßt, liegt in einer Eigentümlichkeit der Wiener selbst. Sie sind unbotmäßig gegen Vorschriften; sie wollen sich selber regieren und machen dies sehr gut, wie man bei selbst ungeheuren Menschenmassen gelegentlich eines Festes deutlich beobachten kann. Der Wiener legt niemandem Zwang auf, will aber auch keinen Zwang erdulden. Er fährt lieber im Gedränge mit, als daß er wartet, nimmt auch dem, der durch seine Ankunft das Gedränge vermehrt, dies keineswegs übel, eben weil er im gegebenen Fall ein Gleiches tut. Also lernt der Besucher Wiens zwei charakteristische Merkmale in dessen innerem Verkehr, zugleich aber die Physiognomie der Hauptstraßen kennen, die von einander so verschieden sind und an Mannigfaltigkeit der Erscheinungen andere Städte weit übertreffen.

Hat er dies besorgt, so kann er nichts Besseres tun, als nach Nußdorf und von dort mit der Zahnradbahn auf den Kahlenberg zu fahren, um Wien in einem großen Horizont zu betrachten. Ich habe oft versucht, die Aufmerksamkeit derer, welche diese wunderschöne, in so kurzer Zeit zu machende Fahrt auszuführen versäumen, darauf zu leiten. Denn man sollte kaum glauben, daß auch in dem lebenslustigen Wien so viele Menschen wohnen, die fast niemals ihren Bezirk verlassen. Es ist eine merkwürdige Eigenschaft der Großstädte, daß es in ihrer Bevölkerung so viele hartnäckig seßhafte Leute gibt, und je größer die Städte sind, desto ärger ist es damit bestellt. In London gibt es viele Tausende, die niemals andere Luft geatmet als den Rauch und Schmauch der düsteren Gassen und sich auch nach keiner anderen sehnen; viele Pariser sind nie über die Barrière hinausgekommen, und Tausende von Berlinern haben von Potsdam und der wirklich schönen Havelgegend keinen Begriff aus eigener Anschauung. Ich weiß, daß es in östlichen Vorstädten alte Leute gibt, die niemals die Donau bei Nußdorf gesehen, und daß in südlichen Vorstädten ebensoviele Alte zu finden sind, die nie im Prater waren. Es ist unglaublich; aber in Großstädten sind kuriose Dinge und Menschen versteckt, von denen man keine Ahnung hat. Es ist ebenso merkwürdig, wie die Tatsache, daß die Bewohner der Hauptstädte zu großem Teil die Sehenswürdigkeiten, die Kunstschätze, selbst Dinge, die anderswo nicht vorhanden sind, in ihrer eigenen Stadt nicht in Augenschein genommen haben. Ist ein Wiener von einem Besuche Dresdens zurückgekehrt, so würde er in den Boden versinken, wenn er sagen müßte, er habe die sixtinische Madonna und Correggios „Nacht" nicht gesehen; fragen Sie ihn aber aufs Gewissen, ob er alle die herrlichen Rubens des Belvedere kenne und die Einzigkeiten der Ambraser Sammlung, so wird er rot und schämt sich. Es gibt Pariser, die in London waren und mit ihrer Kenntnis des British Museum prunken; ob sie aber die Venus von Milo im Louvre betrachtet haben, ist die Frage. Großstädter

denken, daß ihre Sachen ihnen nicht weglaufen, daß also noch immer Zeit sei, sie zu sehen. So geht es ihnen fast auch mit der Umgegend ihres Platzes, sei sie noch so reizend. Der Fremde dagegen, selbst zu Hause vielleicht ein Mißachtender, weiß sie zu finden.

So geht es wohl auch mit der Fahrt auf der Verbindungsbahn und deren Verlängerung nach Hütteldorf. Hat ein Fremder vom Straßenbahnwagen aus die Straßen Wiens kennen gelernt, dieses vom Kahlenberg aus von oben betrachtet, so kann er nichts Besseres tun, als sich nach dem Viadukt in der Nähe der Hauptmaut verfügen, wo ihn der geräumige, verkehrsreiche Bahnhof der Stadtbahnstation Hauptzollamt freundlich aufnimmt. Ein Mensch, der im Reisen geübt ist, geht immer frühzeitig auf den Bahnhof; erstens weil er damit sein Gemüt durch die Furcht, zu spät zu kommen, nicht beunruhigt und zweitens, weil es auf einem Bahnhof vor Abgang des Zuges allerlei zu sehen gibt, das man anderswo nicht sieht. Kaum war ich des Morgens auf der Station, da kam ein Zug angerollt, welchen ich den Zug der Väter nennen möchte. Ich bin überzeugt, daß Sie einen solchen Zug anderswo nicht zu sehen bekommen. Als er still hielt und die Türen geöffnet waren, entstiegen den Coupés lauter Familienväter, die von ländlicher Villa zur Stadt kamen, um hier tagsüber ihre Geschäfte zu besorgen. Jeder hatte eine kleine lederne Reisetasche in der Hand, das sichere Kennzeichen eines Sommervaters vom Lande. Was in dieser Tasche enthalten ist, habe ich nie ergründen können, habe auch nie danach gefragt, um den Reiz des Geheimnisses, das für mich über so eine Tasche gesponnen ist, nicht zu verscheuchen. Man muß nämlich nicht alles wissen, denn sobald man die Wahrheit erfährt, ist es mit dem Fragen vorbei. Die Kindheit hat zum großen Teil deshalb so viel Freude, weil sie von lauter Fragen erfüllt ist; sind diese einmal beantwortet, so ist es mit der Kindheit aus und es beginnt die Zeit, in der man Antworten bekommt, ohne recht gefragt zu haben. Zuerst waren die Blumen für mich rot oder weiß oder blau und von mannigfacher Gestalt; ich habe

sie damals wegen ihrer Schönheit fragend angeblickt, als man mir aber mitteilte, wie viel Staubfäden in ihrem Kelche seien und in welche Klasse man sie deshalb gesteckt, hörte der Blick zu fragen auf und ich wußte ziffermäßig genau, wie es mit ihnen bestellt war. Ich wollte, man hätte es mir nie gesagt.

Als die Väter sich verzogen hatten, blieb die Station eine Weile still. Der Eislaufplatz unten im Winter so weiß, so voll graziöser Gestalten, so voll von Musik und elektrischem Licht, zeigte jetzt im Sonnenschein des Sommers sich als eine üppig grüne Wiese. Darüber blickte das Österreichische Museum herein. Ich ließ den Blick die blanken Schienen entlang streifen nach der Viaduktgasse zu, die, von hier aus gesehen, sich ganz majestätisch zeigt, dann nach der andern Seite, wo über den Wipfeln der Linden das Giebelfeld des Palastes aufragt, welchen »patria laeso militi« gewidmet hat. Einige Lastzüge rollten ächzend an der Station vorbei und dann kam der Zug herein, der nach Hütteldorf fahren sollte und einstweilen mit leise brummender Maschine im Sonnenschein des Morgens ausruhte. Allmählich fanden sich Passagiere ein und als die Zeit gekommen war, konnte die Fahrt, welcher ich mit demselben Herzklopfen wie damals, als ich zum erstenmal in einen Eisenbahnzug stieg, entgegensah, beginnen.

Es liegt ein großer Reiz bei einer Fahrt auf der Lokalbahn darin, daß man kein Gepäck mit sich führt. Mit herzlicher Freude blickte ich nach dem Netz des Coupés, auf welchem weder Koffer, noch Reisetasche, noch Plaid, um die ich mich zu kümmern brauchte, verstaut waren. Omnia mea bestanden aus einer Schreibtafel, auf welcher ich während der Fahrt die Sehenswürdigkeiten, um sie später in einem größeren Werk, „Der Blitzzug nach Hütteldorf", nicht zu vergessen, anmerkte, und aus meinem Schattenspender, der am Gestänge des Netzwerkes hing und pendelnde Bewegung machte. Lieber als durch ferne Länder fahre ich doch hier durch längst vertraute Straßen, wo alles mich heimatlich anlächelt, aber mit einem ganz neuen Lächeln, dem Lachen einer Braut ver-

gleichbar, das so reizend aus ihr hervorklingt, wenn der Bräutigam, der ihre Liebenswürdigkeit bisher... Doch lassen wir dies; es gehört nicht auf eine Verbindungsbahn.

In wirklich genialem Schwung unterfährt der Schienenstrang in zwei Tunnels den Körper der Südbahn und ehe man sich's versieht, hält der Zug vor dem wohlbekannten Meidling. Bald darauf zweigt die Bahn ab und geht zwischen Hetzendorf und dem Garten von Schönbrunn nach Speising. Voll Anmut liegen die Sommerfrischen Lainz, St. Veit und Baumgarten dort im Grünen; dies war allerdings früher schon der Fall, aber es scheint, daß Orte, wenn sie so leicht und bequem zu erreichen sind, an Gastlichkeit und Anmut gewinnen. Die Eisenbahn ist doch ein poetisches Ding; sie gibt uns die Flügel der Freiheit, immer seltener vernimmt man die Klage über den Verfall der Postkutsche, und des rumpelnden Stellwagens. Mit welcher Beschwerde ist man früher nach Lainz gefahren, und mit welchem Komfort geschieht es jetzt!

Da, wo die Wasserflüsse der Wien im Sonnenschein blinken, wendet im Bogen der Schienenweg sich der Westbahn zu und geht an ihr entlang nach Hütteldorf. Dieses Hütteldorf ist doch ein allerliebstes Nest, zumal an einem Vormittag in der Woche, wo unter den Kastanien des Brauhauses noch kein Gläserklang erschallt. Nur auf der Veranda saßen einige Sommergäste und spielten Tarock. Ich ließ sie gern spielen und ging dem Bade zu, dahin ein schattiger Weg führt mit einem Bach zur Seite; dieser ist von Erlen beschattet und fließt nicht stark. In einem Haine, von Pappeln und Akazien überzittert, liegt das Bad. Aus seiner Tür kamen in himmelblauem Sommerkleide einige junge Damen hervor, deren Nasenspitze sanft gerötet war; so gut hatten sie sich im kühlen Wasser erfrischt. Mit Lachen und Geplauder gingen sie der väterlichen Villa zu und verschwanden hinter den Büschen. Da mir die Waldesluft, weil sie so scharf und würzig ist, nicht behagt, ging ich aus dem Haine zurück zu dem Erlenbach und von

dort nach den Kastanien des Brauhauses, unter deren dichtem Blätterwerk der Duft von Malz und Hopfen strich, so weich und lind und lau, daß ich lange nicht von dort wegfinden konnte. Das ganze war aber lohnend, wie die Freunde der schönen Natur zu sagen pflegen, war ein wirkliches Vergnügen.

Wien im Sommer.

Keine Großstadt hat im Hochsommer ein so verändertes Aussehen wie Wien und wer zu dieser Jahreszeit hieherkommt, muß glauben, daß es in seinen schönsten Teilen ausgestorben sei. An der Ringstraße sind alle Fenster zu und dahinter sieht man die grünen Jalousien mit den weißen Bändern, Haus für Haus vom ersten bis zum vierten Stock. Die Sonne brennt auf den Bäumen der Alleen, bratet das Laub der Kastanien braun, verwandelt die jungen Linden in dürre Besen und rötet die wundervollen Schotenbüschel der Götterbäume. Größeren Menschenverkehr sieht man nur an den Hauptausgängen der Inneren Stadt, beim Stubentor, bei der Kärntnerstraße, bei der Bellaria, sonst ist alles ziemlich leer. Am ödesten ist es am Franzensring, namentlich zur Mittagszeit; vor der langen Front des Reichsratsgebäudes keine Seele; in der Allee dort erscheint wohl manchmal ein Mensch in Begleitung seines Schattens und wenn die beiden fort sind, ist alles wieder leer. Niemand mag bei der Hitze zu Fuß gehen,

die Straßenbahn saugt fast den ganzen Verkehr auf und jeden Augenblick sieht man einen dichtgedrängten Klumpen unbeweglicher, schweigender Menschen vorüberfahren, bei der sonstigen Öde ein gespensterhafter Anblick.

Und nun erst in der Inneren Stadt! Dort ist ein Sonntagnachmittag noch stiller als einer in der City von London. Halb Wien ist auf Reisen, die andere Hälfte im Prater, in Dornbach, in Schönbrunn; in der Stadt ist es leer. Einige Straßen sind wie völlig ausgestorben. Man kann fünf Minuten in der Himmelpfortgasse oder in der Krugerstraße stehen, ohne eines lebenden Wesens ansichtig zu werden und wenn die fünf Minuten vorbei sind, sieht man vielleicht einen schwarzen Kater, der über das Pflaster schleicht und irgendwo in einem Kellerfenster verschwindet. Auf der Sonnenseite des Grabens geht gewiß kein Mensch, auf der Schattenseite sind vielleicht zwei sichtbar. Die Standplätze der Fuhrwerke sind leer und es ist so still dort, daß man weithin das Sprudeln der Brunnen und das Gurren der Tauben hört, die verstreute Haferkörner auflesen. In den Tabakläden findet sich kein Käufer ein; die Trafikantin liest ihren Roman und schläft dabei ein und auch das blaue Flämmchen zum Anzünden der Zigarre scheint eingeschlummert zu sein. In den Kaffeehäusern ist keine Seele; kein Geräusch macht sich dort vernehmbar, höchstens daß die Stricknadeln der Kassierin in ebenmäßigem Takt gegen das Pult schlagen. Unterdes brütet die Nachmittagssonne fort, wirft ihren blanken Schein auf die zahllosen Fensterscheiben des Trattnerhofes und langweilt sich fürchterlich. Nein, in solchen Stunden ist Wien, das sonst, zumal in der Inneren Stadt, so lebhafte, gar nicht wiederzuerkennen; es ist wie ausgewechselt.

So ist es in der schlimmsten Zeit; dann ändert sich das Bild. Während der Wiener noch in der Sommerfrische über unbequeme Wohnung, üble Verpflegung und teure Preise sich ärgert, das Hochgebirge zu schanden tritt oder von den Schroffen herunterstürzt, kommen die Bewohner der Provinz nach der Hauptstadt,

um deren Sehenswürdigkeiten zu betrachten. Man erkennt die Sommerfremden sogleich. Zunächst an der Kleidung. Einige glauben sich nicht fein genug kleiden zu können und sehen in ihrem schwarzen Salonrock aus, als wollten sie gerade in Gesellschaft gehen; andere haben einen nagelneuen Reiseanzug; die Damen erscheinen in ihrem schönsten Seidenkleid auf der Straße und die Wahl der Farben und Federn auf dem Hut ist meistens eine sonderbare. Alle blicken mit fragenden Augen um sich und bis zu den Dachgesimsen der Häuser hinauf, betrachten die neuen Monumentalbauten mit Aufmerksamkeit, um zu Hause treu davon erzählen zu können. Sie fahren in offenen Einspännern, was der Wiener niemals tut, stehen ratlos an den Umsteigeplätzen der Straßenbahn und laufen, wo der Verkehr lebhafter ist, über die Straße, anstatt mit schrägen Blicken auf nahende Wagen bedachtsam hinüberzugehen. Sie fragen nicht leicht, um nicht für fremd in Wien zu gelten, sind im Herzen dankbar für jede Auskunft, doch diese unaufgefordert zu erteilen, ist nicht jedermanns Sache. Natürlich gibt es noch eine andere Sorte von Fremden, doch diese sind in Wien zur Sommerszeit nicht in der Mehrheit. Im Sommer hat der offene Einspänner seine Flitterwochen.

Anfangs September sieht man diese bescheidenen Fuhrwerke noch, aber dann sind sie plötzlich verschwunden. Die Ferien nahen ihrem Ende und da stiebt alles auseinander; jeder eilt an seinen Platz; der Sommerfremde reist in die Heimat, der Wiener kommt zurück. Man sieht Bekannte wieder, welche lange Zeit aus dem Verkehr verschwunden waren; ihr Antlitz ist gebräunt und mit strahlender Miene erzählen sie von dem Walde, den sie durchwandert, von dem See, auf welchem sie gerudert, von den Berggipfeln, die sie erklommen haben, und wenn man ihnen rechte Freude machen will, lobt man ihr brillantes Aussehen. Dann erhält die Ringstraße wieder ein anderes Leben; die Fiaker kommen wieder zu ihrem Rechte, räderblitzende Equipagen rollen daher, auf der Strecke vom Opernhause bis zur Gartenbaugesellschaft

eröffnet sich der Spaziergang der Heiratsfähigen. In der Inneren Stadt, am Graben, auf dem Kohlmarkt, in der Kärntnerstraße entwickelt sich ein Gewühl, so daß kaum durchzukommen ist. Abends werden die Gaslaternen früh angezündet, auch die Lampen in den Gewölben; in den Juwelierläden funkelt das Geschmeide, bei den Delikatessenhändlern glänzen die ersten Sprotten im goldenen Gewande, die Auster ist auch schon da; der Sommer ist vorbei.

Novembertag in Wien.

Unter den großen Hauptstädten wird es wohl keine geben, die im Sommer ein so verändertes Aussehen haben wie Wien und Berlin. Der Verkehr in den Straßen von London und von Paris bleibt während des ganzen Jahres ziemlich gleich, denn von der Einwohnerschaft dieser gewaltigen Plätze verläßt nur ein kleiner Bruchteil Vergnügens halber die Stadt und man merkt es kaum. In Wien und Berlin ist es anders. Der Berliner, welcher in der Umgebung seiner Stadt nicht viel Reize findet, geht, wenn er es nur halbwegs tun kann, auf Reisen, je weiter, desto besser. Dann führt jeder Eisenbahnzug, der durch die Länder rasselt, wenigstens ein paar Berliner mit sich und unter den Linden wird es einsam und leer. Der Wiener geht aufs Land, in die Täler des Wiener Waldes, an die Ufer der Seen des Salzkammergutes, nach den böhmischen Bädern, seltener über die Grenzen Österreichs hinaus. Aber die Ringstraße hat mit den Linden gemein, daß sie an Sommertagen wie ausgestorben ist im Vergleich mit dem Verkehr zur Winters-

zeit. Jetzt aber sind sie alle, die weit zerstreut waren, wieder da, und an schönen Tagen, wenn die herbstliche Sonne sich durch Nebelschleier Bahn macht, gibt es ein Gewimmel in den Straßen, daß kaum durchzukommen ist.

Der wohldenkende Mensch ist für alles dankbar. Er ist dankbar und atmet erleichtert auf, wenn er im Frühjahre zum ersten Male den Winterrock ablegen kann und ist dankbar, wenn er ihn im Herbste zum ersten Male wieder anzieht. Wie behaglich geht es sich jetzt im Flausrock durch die Straßen. Durch die dicke Hülle von Düffelzeug kann der herbstliche Nebel nicht hindurchfrösteln. Selbst wenn die Sonne scheint, geben die Bäume jetzt keinen breiten Schatten mehr; an ihren Ästen hängen nur noch wenige braune Blätter, sie mißgönnen uns nicht das bißchen Wärme, das unser Tagesgestirn noch zu bieten vermag, und sehen dabei ebenso elegant wie zweckmäßig aus; man freut sich über ihre zweckmäßige Einrichtung. Sonnige Herbsttage sind gewiß schön, aber fast noch besser gefällt mir, wenn leichter Nebel, der die Ferne umschleiert, doch nicht verhüllt, in den Straßen schwebt und den ganzen Tag nicht weggeht.

An solchen Tagen sendet der angenehm graue Himmel ein mildes, gleichmäßiges Licht herab. Die Kutschen, die sonst mit blitzenden Rädern entlang rollen, zeigen auf ihrem Lack nur bescheidene Schlaglichter und die Säbelscheiden der lustwandelnden Offiziere machen auch nicht viel Gefunkel und diese selbst, deren Prächtigkeit unter dem langen grauen Mantel verborgen bleibt, glänzen durch nichts anderes als durch ihr kriegerisches Antlitz, jeder so gut er kann.

Im Stadtpark zeigen sich die Bäume und Sträucher schon in winterlicher Dürre, nur hie und da steht noch eine goldgelbe Laubkrone und spiegelt sich auf dem stillen Gewässer des Teiches, das von einigen müden Schwänen langsam durchfurcht wird. Am Ufer stehen die fremden Enten und anderes ausländisches Wassergeflügel, das an wärmeres Klima gewöhnt ist, und blicken den

Vorübergehenden fragend an. Auf dem Rasen weilen zwei Störche gedankenvoll und sehnen sich nach dem Süden. Manchmal vergessen sie vor lauter Sehnsucht, daß ihnen die Schwungfedern gekürzt sind; dann entfalten sie die Flügel und schwingen sie heftig; der Herbst rieselt ihnen durch den schlanken Leib; sie möchten gerne fort, bringen aber nichts anderes zuwege als einen hüpfenden Lauf über die Grasfläche, der wohl komisch aussieht und die Vorübergehenden lächeln macht, doch traurig genug ist. Es kommen keine Gouvernanten mehr mit ihren Zöglingen, die ihnen Brot reichen. Es friert die armen Vögel und sie können den warmen Stall kaum erwarten. An den Marmorbildern Schuberts und des Donauweibchens sind Männer beschäftigt, die hölzernen Winterverschläge aufzubauen und Gärtner umhüllen die Rosenbäume mit Stroh, beschütten die Beete mit dürrem Laub und schneiden einige der Gewächse dicht über der Wurzel ab. Gestern stand der Wunderbaum, aus dem das Rizinusöl gewonnen wird, noch da in seiner Pracht mit den breiten, zackigen Blättern, den merkwürdigen Blumen, die in Trauben endigen, und den stacheligen Samenkapseln; heute ist er verschwunden und dem feingespitzten Knöterich, dem frechsten Baum in der Welt, ist es nicht viel besser ergangen; nur seine hohlen Strünke stehen noch und die Amseln spießen zwischen ihnen nach Regenwürmern.

Auf der Ringstraße zieht der Nebel. Er feuchtet den Boden der Alleen ein wenig, ohne ihn aufzuweichen und man geht dort so reinlich wie auf einem Stubenteppich. Auf dem hellbraunen, staublosen Erdreich nehmen sich die Stiefel viel schwärzer aus als sonst und bleiben so blank, daß die Götterbäume und Ailanthen sich auf ihnen spiegeln können. Wegen all dieser Annehmlichkeiten ist es an solchen eleganten Nebeltagen auf der Ringstraße am belebtesten. Den ganzen Tag geht das Gewoge auf und nieder. Der Himmel zeigt ein ebenmäßiges Grau; aber manchmal zeigt sich in der grauen Decke eine runde Scheibe wie eine weiße Oblate, um bald wieder zu verschwinden. Dann kommt sie abermals zum

Vorschein, wird heller, wirft Strahlen; die Nebel fliehen und lassen einen feinen Dunst zurück, der von der Sonne durchglänzt ist und die nahen Gebäude zart umhüllt, die fernen nur im Schattenrisse zeigt, überall aber Farbentöne von wundervoller Durchsichtigkeit hervorruft. Der Herbst versteht sich auf Farben am besten und kann zur Mittagszeit Abstufungen zu stande bringen, die den anderen Jahreszeiten nur morgens und abends gelingen. Hat man den Schwarzenbergplatz vor sich und tritt so weit wie möglich zurück, so sieht man an einem sonnigen Herbstmittag, wenn die Nebel sich verzogen haben, das Reiterbild leise von Dunst beschleiert und dahinter in unglaublich feinen Abstufungen den Hochstrahlbrunnen, das Schwarzenberg-Palais, darüber das Belvedere und die Türme des Arsenals — also die weite Ferne trotz des Dunstes in der Luft und der Beschleierung des Vordergrundes. Dabei sind alle Farben von einer Weiche und Vornehmheit, die wahrhaft bewundernswert sind; dem Herbste in Wien steht ein Violett zu Gebote, das ihm keine andere Jahreszeit nachmacht.

Ist die Sonne zum Durchbruch gekommen, so zeigt sich die Ringstraße in ihrer Freudigkeit. Auf den Schienengeleisen rollen fortwährend Straßenbahnwagen daher und räderblitzende Fuhrwerke fliegen an ihnen vorbei. In der Seitenallee sieht man Reiter auf edlen Pferden. Die Trottoirs bevölkern sich. Die Damen sind mit Pelz verbrämt. Die Luft ist frisch und man sieht die ersten roten Nasenspitzen der Saison, aber auch die Freude am Leben in der Stadt, das allen jetzt wieder als was Neues vorkommt, die Theaterlust und die Begierde nach den Konzerten. Wer eines prachtvollen Anblicks teilhaftig werden will, braucht sich nur vor Beginn der großen Konzerte in der Nähe des Musikvereinssaales auf der Ringstraße aufzuhalten; dort sieht er die Schönheit der Wienerinnen in ihrem Glanz und in ihrer Frische; wie ein Chor von Schönheit kommen sie daher, durch das Frühstück gestärkt, musikfreudig und strahlend in Aussicht auf edles Vergnügen.

Wenn der Abend sich herabsenkt, wenn eine Gaslaterne nach der andern angezündet wird und schließlich die ganze sechsfache Laternenallee im Verein mit den erleuchteten Fenstern der Läden und des Kursalons durch den Nebelschleier schimmert und die Straßenbahnwagen mit ihren roten, grünen, weißen Lampen die Ringstraße entlang rollen, verliert sich von dort ein Teil der Spaziergänger allmählich. Desto voller werden die Straßen der Inneren Stadt, wo ein Laden den andern durch raffinierte Beleuchtung zu überbieten sucht. Es gibt Stellen in der Kärntnerstraße, die abends so hell sind wie bei Tag, und auf dem Kohlmarkt und dem Graben funkeln die Juwelen aus den Schaufenstern, kunstreich durch Lampen bestrahlt, blendend über die Straße. So lebhaft wie in dieser Zeit ist es selten auf der Gasse. Die Leute gehen gerne aus, weil ihnen das städtische Gewühl, das sie während langer Monate flohen, jetzt wieder etwas Neues ist; haben auch mancherlei zu besorgen und freuen sich vor den Schaufenstern an schönen Kleiderstoffen, an Teppichen, an den neuesten Bildern in Kunsthandlungen, an dem goldenen Glanz der Kieler Sprotten und dem Gestrahle der Juwelen. Aber da gibt es auch manchen, der dessen nicht froh werden kann. Man sieht ihn wohl, wenngleich das Auge noch halb geblendet ist von Lampen, Juwelen und Lübeckschen Bücklingen, man bemerkt ihn wohl, wie er betrübt dahinschleicht und aus dunkler Straßenecke eine leise Bitte vernehmen läßt. Dünn gekleidet, ohne Einkommen und eigenes Vermögen, möchte er gern, daß wir ihm ein bißchen von dem unsrigen abgeben. Im Sommer geschieht dies wohl auch, aber in dieser frischen Jahreszeit bildet man sich oft beim Anblick der Dürftigen plötzlich ein, man habe große Eile ... Ja, ja natürlich, große Eile! ... Der Winterrock ist so schön bis oben zugeknöpft und die Handschuhe sind so behaglich warm, da hieße es, den Rock aufknöpfen und den Handschuh abziehen, um die Scheidemünze aus der Tasche hervorzuholen. „Ein andermal!" ... Das ist nicht gut, man darf sich das nicht hingehen lassen und kann es sich rasch

abgewöhnen, wenn man nach solcher Freveltat gleich umkehrt und das Versäumte wieder gut macht. Geschieht es nicht aus reiner Mildtätigkeit, so geschehe es wenigstens aus Selbstsucht. Das „Gott vergelt's tausendmal" der Armen bleibt nicht ohne Segen; denn die Freude, welche uns neben den großen auch die geringfügigen Erscheinungen des Lebens bereiten, wird viel intensiver, wenn in uns das Bewußtsein lebt, zur Linderung des Kummers anderer beigetragen zu haben; also bleiben wir allemal im Gewinn. Doch wird es spät, ein Laden nach dem andern wird geschlossen; die Lampen verlöschen, die eisernen Jalousien rasseln herab; die Straße wird leerer von Menschen und hoch oben am dunkeln Himmel ziehen die nassen Nebel sich wieder zusammen und es beginnt die triefende Nacht des Novembers.

Ein Ball vor der Linie.

In der an Festen mancherlei Art so reichen Faschingszeit muß man immer von neuem die Frage beantworten: ob man nicht auf diesen oder jenen Ball gehe, ob man nicht diese oder jene Soiree besuche, und man beantwortet diese Frage jedesmal mit „Nein". Warum? Nun, weil es auf diesen Feten recht langweilig ist und weil man dort immerfort dasselbe sieht, dieselbe parfümierte, gespreizte, ordenklingelnde, seidenrauschende Gesellschaft, dieselben Gecken, dieselben Exzellenzen, dieselben dramatischen Dichter. „Meinen Sie nicht auch so?" fragte ich Herrn v. M., als wir draußen beim „Höchsten Heurigen" weilten und uns die Zustände dort ansahen. Herr v. M. sagte „Ja". Und er hatte gewiß recht darin, mehr recht als ich, denn er durfte während seines Aufenthaltes in den Hauptstädten Englands, Frankreichs und Belgiens auf den Soireen in den Tuilerien, im Palast von St. James und in der königlichen Burg zu Brüssel niemals fehlen und hatte selbst von diesen Dingen schließlich genug bekommen. Dann sagte

er: „Heute abends ist in Lerchenfeld ein Ball, welcher einerseits den Wäschermädchen dieses Vorortes, anderseits aber den Wäschermädchen von Hernals zu Ehren gegeben wird. Dahin gehen wir." Da ich einem solchen Feste noch nie beigewohnt hatte, war ich seines Vorschlages recht froh, zumal da sich Herr von M. auf den Ton, welcher draußen vor der Linie herrscht, als eines Hausherrn Sohn vom Brillantengrunde sehr gut verstand; dann weil ich gespannt war, die gutherzigen Geschöpfe, welche unsere Wäsche so getreulich besorgen, ohne daß man von ihnen etwas anderes zu sehen bekommt als ihre unorthographische Rechnung, einmal von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; schließlich, weil ich wohl mit Recht vermuten konnte, daß es dort draußen ganz anders hergehen würde als auf den Bällen und Soireen der Inneren Stadt.

Wir machten uns also auf, gingen nach Lerchenfeld und kamen gerade zu Anfang des Festes dahin. Vor dem erhabenen Orchester, um eine lange Tafel, etwa fünfzig an der Zahl, saßen bei der ersten Fütterung die Wäschermädchen, kräftige, wohlgeformte Gestalten in schwarzen Samtmiedern, kurzen Röcken, meist rot und hellgrau gestreiften Strümpfen und alle mit einem roten oder gelben Foulardtuch um den Kopf. Also das waren die merkwürdigen Wesen, die uns die frische Wäsche in den Schrank zaubern und dadurch zu unseres Lebens Wohltäterinnen werden! Mir war zu Mute, als sähe ich lauter Feen, und Herrn v. M. war ebenso zu Mute, was um so höher anzuschlagen ist, als er nicht zum ersten Male bei einem solchen Fest zugegen war.

Als nun die Fütterung vollendet war, wischten die lieben Gäste sich den Mund ab, sammelten die Geflügelknochen auf einem großen Teller und setzten die übrigen Teller zusammen. Dies war ein sonderbarer Anblick, denn solche Hantierung sieht man bei andern Soupers nie von Gästen ausüben, mag aber in den Sitten, welche außerhalb der Linie herrschen, wohl begründet sein. Nach abgeräumter Tafel begann die Musik ihre schönen Walzertöne anzuschlagen und dann tanzten die jungen Mädchen paarweise in

den mittlern Raum des Saales hervor und drehten sich flink im Kreise, so daß ihre roten und gelben Kopftücher wie Flammen aufflatterten. Die Koryphäen der goldenen Jugend von Lerchenfeld und Hernals, von Gumpendorf und Liechtenthal hatten sich allmählich eingefunden und nahmen teil am Tanz. Es war wohl ein netter Anblick, wie diese vortrefflichen Jünglinge, von denen die Mehrzahl sich mit bunter Weste und buntem Halstuch geschmückt hatte und den Hut ein wenig auf die Seite geneigt trug, im Saale herumwalzten, dreist, feurig und stark. Einige hatten ihr Haar über der Schläfe auf kunstreiche Weise in Form einer Sichel gestriegelt, doch kam diese Zierde auch während des heftigsten Tanzes nicht aus der Fasson — ein Zeichen, daß die Pomade, womit sie gefestigt war, an Klebkraft nichts zu wünschen übrig ließ. Im Interesse eines unserer besseren Hofräte, dem von seinem Haar bloß ein kleiner Busch am Hinterkopf übrig geblieben ist, der aber diesen Busch sehr listig über den blanken Schädel nach vorn zu führen weiß, fragte ich Herrn v. M., welcher doch mit allen Zuständen vor der Linie herzlich vertraut ist: wie und aus was für Substanzen diese Pomade bereitet werde. Allein er gab mir keine Antwort, so sehr war seine Aufmerksamkeit dem Tanz der schönen Paare zugewendet.

Es wäre ungerecht, wollte man hier nicht ausdrücklich vermelden, daß der Reigen sich allezeit in höchst sittsamer Form bewegte und daß selten von einem Paare der Versuch gemacht ward, den Tanz „schieberisch" zu gestalten. Was im übrigen dem Ball ein originelles Aussehen verlieh, war die vollständige Abwesenheit von Ordensrittern. Keiner trug einen Orden; ja man erblickte nicht einmal den Medschidie-Orden, den man doch sonst so zahlreich antrifft. Ich sah einst einen dramatischen Dichter tanzen, welchen so große Verehrung für diesen Orden beseelte, daß er ihn in dreierlei Gestalt und an dreierlei Plätzen seiner Persönlichkeit trug: erstens an einem Band um den Hals (dies war der beste Platz), dann auf seiner Dichterbrust und schließlich in seinem

Dichterknopfloch an goldenen Kettchen, so daß man fast geblendet war. Wie dem Auge des Nordländers Neapels oft monatelang blauer Himmel und der italische Sonnenglanz zuletzt so unerträglich werden, daß er mild verschleierndes Regengewölk mit Freude begrüßt, also fühlten Herr v. M. und ich uns auf diesem Wäschermädchenball angenehm berührt, denn wir erblickten keinen andern Glanz und kein anderes Gefunkel als das in den Augen der vom Tanz begeisterten Mädchen. Diese hatten auch kein Geschmeide angelegt, vermutlich weil sie keines besaßen.

Die Friedfertigkeit im Saale war groß. Kein Tänzer warf dem andern einen schiefen Blick zu, keiner versetzte dem andern einen Schlag oder auch nur einen Rippenstoß; und wenn eine der Tänzerinnen hinfiel und die nachfolgenden Paare, über diesen zarten Gegenstand strauchelnd, ebenfalls hinfielen und über ihr einen Haufen bildeten, entwirrte sich dieser unter fröhlichem Gelächter zur Zufriedenheit aller. So viel ich weiß, wurde an diesem schönen Feste nur eine einzige Ohrfeige versetzt. Diese bekam eine der besten Tänzerinnen von ihrem Verlobten, weil sie seiner Meinung nach zu lange Zeit von seiner Seite fern blieb; jedoch nahm das gute Mädchen diese Aufmunterung als ein Zeichen der Liebe, und nach einigen Tränen ihrerseits und einigen Vorwürfen seinerseits war die Zärtlichkeit des guten Paares womöglich noch wärmer als zuvor.

Diese kleine Episode, welche übrigens die Aufmerksamkeit der Anwesenden nicht sonderlich in Anspruch nahm, spielte im „Gemütlichen". Das „Gemütliche" war im Nebensaale etabliert, den man in einen Tannenwald umgewandelt hatte. Die zierlichen Nadelbäume bildeten grüne Lauben, in welchen die Leute beim Wein saßen und in deren einer drei junge Männer ländliche Weisen und Melodien zu vierzeiligen Liedern spielten. Andere sangen den Text dazu, dessen Sittsamkeit während der ersten Hälfte des schönen Festes wenig zu wünschen übrig ließ. In der Mitte des künstlichen Tannenwaldes blieb Raum genug, daß einige der

jungen Mädchen, wenn das Orchester in der Laube Landler spielte, einen Tanz nach steierischer Art machen konnten; und es war lieblich anzusehen, wie sie dabei manchmal die Arme in anmutig runder Bewegung über den Kopf erhoben, manchmal aber ihren Rock zierlich mit den Händen erfaßten und auf die starken, aber eleganten Stiefel hinabsahen und dabei nach dem Takte der Musik trampelten, daß der Saal dröhnte und die Tannennadeln vor Freude erbebten. Die am besten den G'strampften ausführen konnten, waren das Wäscher-Reserl und Fräulein Huschdadra. So wenigstens ward die eine von ihren Gefährtinnen benannt; wie sie wirklich heißt, kann ich nicht vermelden, da Herr v. M., den ich befragte, in dieser Beziehung eine Gleichgültigkeit offenbarte, die einen nachdenkenden Menschen wohl hätte können in Erstaunen setzen. Übrigens zeigte sich die Mehrzahl der jungen Personen freundlich und offenherzig, und wenn Herr v. M. eine von ihnen nach ihrem Wohnorte fragte, gab sie den Namen der Gasse und die Nummer des Hauses mit großer Klarheit kund.

Nachdem der Tanz und das Vergnügen im Tannenwalde eine gute Weile gedauert hatten, begann die zweite Fütterung der Wäschermädchen. Wie sie diesmal zulangten, wie sie den Gänsebraten und den wälschen Salat einander reichten und beständig mit den langen bloßen Armen über dem Tisch agierten, ist ebenso schwer zu beschreiben wie das Geschnatter ihres Mundes und das Geflatter der Kopftücher von rotem und gelbem Foulard bei der Beweglichkeit dieses halben Hunderts von Mädchenköpfen. Nach beendigter Mahlzeit wischten sie sich wieder den Mund ab, stellten die Teller zusammen, und dann ward gesungen, denn auf einem ordentlichen Wäschermädchenball darf es an Gesang nicht fehlen. Zwei schlanke, vierzeilige Mädchen gingen auf das erhabene Orchester, traten vor, stemmten die Arme in die Seite und jodelten wie zwei Nachtigallen, so hoch, so rein, so schlagkräftig und so schrill manchmal. Bei den Koloraturen blickten sie einander aufmerksam auf die Bewegung des Mundes, um ja im Takt zu

bleiben. Das ganze war aber sehr schön; alle Anwesenden waren während des Gesanges ganz still, und erst nach dessen Beendigung brach der Applaus los — ein Applaus, wie er nur von Lerchenfelder, Hernalser, Gumpendorfer und Liechtenthaler Händen vollführt werden kann. Danach traten zwei junge Männer, mit bunten Westen und rotseidenen Halstüchern angetan, auf das Orchester und sangen Vierzeilige, „süße Lieder, sinnvoll," wie Anakreon sagt, voll zarter Beziehung; doch erröteten wir nicht und schlugen selten die Augen nieder, denn die Wäschermädchen unterließen dies ebenfalls und es gehört wohl auch nicht zum guten Ton außerhalb der Linie.

Als wir nun von allem, was wir gesehen und gehört, genug hatten und mit sämtlichen Erscheinungen recht zufrieden waren, hub Herr v. M. wieder an und fragte, ob ich auf diesem Balle auch einige Spitzbuben bemerkt habe. Ich erwiderte, daß ich keinen einzigen Spitzbuben bemerkt habe. „Sehen Sie," sagte er dann, „hier findet man keine, aber im Palast der Tuilerien und von St. James habe ich deren viele bemerkt und auf unsern vornehmen Bällen und Soireen gibt es ihrer auch eine große Menge. Sie bewegen sich ungeniert zwischen ganz ehrbaren Grafen und Abteilungsvorständen und haben doch Verbrechen verübt, die zwar dem Staatsanwalt nicht faßbar, aber dessenungeachtet nicht minder Verbrechen sind. Diese Schelme sind doch sehr geachtet wegen ihrer Orden, ihrer Adelstitel und ihres Reichtums, die sie ihren Schandtaten verdanken. Sie haben in listiger Weise gestohlen, für Geld ihrem Vaterlande Schaden gebracht, die Leute in Armut gestoßen, ihnen blutige Tränen abgepreßt, sie zur Verzweiflung und zum Selbstmord getrieben und gehen jetzt lächelnd einher, treten lächelnd in den Salon, während der Türsteher ihren Titel ausruft; und alle, selbst anständige Leute, verbeugen sich vor ihnen tief, sehr tief. Meinen Sie nicht, lieber Freund," sagte er schließlich zu mir, „meinen Sie nicht, daß es auf einem Balle vor der Linie reinlicher zugeht als auf den prätentiösen Feten?"

— Was ich auf diese Rede des Herrn v. M. antwortete, weiß ich nicht mehr. Ich war ganz erstaunt über so dreiste Worte, schob ihn in einen Fiaker und dann fuhren wir durch den mondbeglänzten Schnee der Winternacht dem Brillantengrunde zu, während die Morgenglocken ihren frommen Klang weit über Wiens Linienwälle hinaussandten.

Streifzug bei Nacht.

Im Gasthause „zum grünen Elefanten" wollten wir, Herr H. und ich, uns treffen. Es war 10 Uhr abends. Ein dünner Nebeldunst lag in den Straßen, machte alles feucht, das Pflaster blank und glitschig und hüllte die Ferne, wo das Licht der Gaslaternen sich zu einer gelblichen Wolke vereinigte, in Undeutlichkeit. Die Gasse war noch voll von Leuten, die nach Hause eilten, weil sie nicht wollten, daß ihnen das Tor möchte vor der Nase zugeschlagen werden. Der Weg war ziemlich weit; ehe ich den „grünen Elefanten" erreichte, kam auch schon der letzte Wagen der Straßenbahn wie ein undeutliches Viereck mit blauer Laterne aus dem feuchten Dunst daher. Ich öffnete die Tür des Gasthauses. Drinnen, in einer Reihe von Zimmern, war Rauch und Schmauch und Gläserklirren. Ich sah umher. „Sie suchen den Herrn von H.?" fragte ein kluger Kellner. — „Er sitzt im Glassalon. Bitte, hier." Der artige Mensch führte mich über einige Stufen in einen Hof, der Licht aus einem helldurchleuchteten gläsernen Vorbau erhielt.

Drinnen war es angenehm warm. An reinlich und blank gedeckten Tischen saßen die Gäste, Bürger guter Art, zufrieden mit sich selbst, unzufrieden — dies hörte man sogleich aus dem Gespräche hin und her — mit dem Papst, dem Sultan, den Sozialdemokraten und allen Regierungen Europas. Doch in ihrer Unzufriedenheit ließen sie sich's wohl schmecken und klingelten mit dem dicken, goldenen Siegelring an ihr Glas, wenn es leer war.

Diesen Gästen in seinem Aussehen ungleich, saß Herr H. an einem Tisch neben einigen Herren ebenfalls von feinerem Äußern und Benehmen; der eine war ein Bruder, der andere der Vetter, der dritte der Onkel, der vierte der Neffe von Polizeikommissären. Herr H. ist nämlich nicht nur ein großer Freund der bürgerlichen Freiheit, sondern auch der bürgerlichen Sicherheit. Er kennt die Maßregeln dieser vorzüglichen Behörde, unter deren Wachsamkeit wir in Ruhe leben, auf das genaueste, ist von ihren Schritten stets unterrichtet und mit vielen Beamten der Polizei befreundet, die ihm alles sagen, was ihnen zu sagen erlaubt ist. Dies bringt er hübsch zu Papier und am nächsten Tage erscheint es dann in den Spalten unserer Zeitung, nicht ohne deren Glanz zu erhöhen.

Um meine Erfahrung zu bereichern, hatte ich, sonst kein Freund von düsteren Dingen, längst gewünscht, einer nächtlichen Streifung der Sicherheitswache beizuwohnen. Herr H. hatte dies vermittelt; denn ein Streifzug, wenn auch nur von geringem Umfang, sollte in dieser Nacht vollzogen werden. Herr H. klingelte den obersten der Kellner herbei; dieser nahm die Spitze des Bleistiftes zwischen die Lippen, schrieb auf einen schmalen Zettel die Rechnung und dann war Herr H. bereit.

Es war naßkalt. Der dünne Nebel lag in der Gasse wie zuvor, beschleierte die Häuser und umhüllte jede Laternenflamme mit einem gelben Hof. Wir kamen an ein Tor, dann in einen schlecht beleuchteten Gang, auf dem man sich vor heimtückischen Stufen in acht nehmen mußte; hierauf öffnete Herr H. eine Tür und wir traten in ein ziemlich großes, düsteres Zimmer, das nach Art

einer Kanzlei mit einem unansehnlichen Schreibpult, einem Aktenschrank oder was es sein mochte und einigen Sesseln möbliert war. Außerdem stand an der Wand ein schäbiger Diwan, zur Ruhe in Pausen nächtlichen Dienstes. Schön war es dort nicht. Aber was will man? Kaum eine Viertelstunde vor unserer Ankunft waren in diesem Zimmer vierzig arme Strolche gewesen, die man gefangen hatte; denn die Streifung hatte schon begonnen. Arme Menschen! In der Kälte ohne Obdach, ohne Nahrung, frierend, mit bebenden Kiefern, verzweifelt, von Gott und den Menschen verlassen. Hier standen sie, die schlotterigen Gestalten, die grauen Vagabunden, Mütter in schmalem Rock, mit Kindern auf dem Arme, die vor lauter Kälte nicht mehr wehklagen konnten. Hier wurden sie verhört; man fragte sie nach ihrem Namen, nach ihrer Wohnung, nach ihrer Ernährung. Von all dem hatten sie bloß einen Namen. Dieser ward in ein großes Buch geschrieben, dessen Blätter wie eine Tabelle liniert waren. Dann führte man sie in ein gewärmtes Zimmer. Sie hatten einen sonderbaren Duft hinterlassen, der von dem alten Tabakrauch aus der Pfeife des Amtsdieners wohl zu unterscheiden war.

Hinter dem Schreibtisch stand der Polizeikommissär in seiner Uniform; ein stattlicher Mann, mit Augen voll Scharfblick, mit ernsten Zügen, hinter denen der Aufmerksame viel Wohlwollen entdeckt. Dieses Wohlwollen bei gleichem Ernst und steter scharfer Beobachtung der Patienten habe ich, außer bei Polizeileuten, nur bei Irrenärzten gesehen. Auf dem Schreibtisch lagen etwa zwanzig photographische Porträte von Spitzbuben und diebischen Frauenzimmern, die, abgestraft und nach überstandener Haft in Freiheit gesetzt, sich abermals Frevel zu schulden kommen lassen und die man auf dem Streifzuge zu fangen hoffte. Der Kommissär war bereit. Wir traten auf die Gasse hinaus. Zu uns gesellte sich einer der nützlichen Staatsbeamten, welche man Detektives nennt, redliche Männer voll Hinterlist im hohen Dienste der öffentlichen Sicherheit. Wir gingen vorwärts. In passender Entfernung folgte

uns eine kleine Schaar Wachleute, deren blanker Säbelbeschlag unter dem Saume ihres Mantels im Lichte der Gaslaternen hervorblickte.

Unsere Schritte hallten von den Häusern wider, verstummten aber, als wir den nassen Erdboden eines der Parks betraten, von denen Wien so viele besitzt. Es war recht dunkel, namentlich zwischen dem Gebüsch. Der dunstige Himmel war rötlich im Widerschein der vielen tausend Gaslaternen der ganzen weiten Stadt und warf einen fahlen Spiegelglanz auf die nassen Wege und nassen Bänke des Parkes, auf denen hie und da, wie dunkle Flecke, verspätete Herbstblätter klebten, weich und feucht. Weithin konnte man in ihrem fettigen Glanz die Wege sehen und hätte jeden ausgenommen, der sich darauf gezeigt. Aber es zeigte sich niemand; eine Patrouille hatte den Park schon ausgeräumt und ordentliche Menschen verlieren sich in tiefer Nacht nicht in die Gebüsche. Es war ganz still dort, als von fernher eine Glocke in dumpfen, langgezogenen Tönen elf schlug. Von einem Seitenwege trat eine längliche, dunkle Gestalt auf uns zu. Es war der im Park stationierte Wachmann. Er sagte, daß nichts Verdächtiges weiter zu melden sei. Darauf verließen wir den Park.

Wir kamen dann auf eine der Hauptstraßen, die an ihrem Ende aus Wien hinausführen. Dort lief ein Laternenmann in schrägen Linien von einer Seite der Gasse zur anderen und löschte jede zweite Gasflamme aus. Lange gingen wir vorwärts, gefolgt von der Sicherheitswache. Dann bogen wir um in eine Gasse, deren Namen ich nicht mehr weiß. In einiger Ferne ließ sich im Schatten der dunklen Häuserfronten ein kleines, stechendes Licht sehen mit ein wenig Rot: die Laterne vor einem nächtlichen Kaffeehause, einem verdächtigen. Als wir vor der Tür ankamen, hörten wir drinnen lebhaftes Gespräch und das Knallen von Billardballen. Die Sicherheitswache blieb draußen, wir traten ein. Drinnen war es dunstig und es roch nach schlechtem Rum, nach Kaffee und Zichorie. Einige Soldaten spielten Billard; übelgekleidete Gäste saßen an den

Tischen herum, auf denen nasse, von zu vollen Gläsern hinterlassene Ringe glänzten. Ein wunderhübsches Mädchen, ein ganz junges Ding, saß mit bloßem Kopf mitten unter den schäbigen Gästen. Der Kommissär fragte, wer sie sei. — „Die ..... Kassierin." — „Seit wann im Dienste?" — „Seit gestern." — „Angemeldet?" — „Noch nicht." — „Das Dienstbuch?..." Der lächelnde Kaffeewirt ging in ein hinteres Gelaß und holte das Dienstbuch; es war in Ordnung. Das junge Mädchen blieb weiter unbehelligt, obgleich man wohl sehen konnte, daß das Kassieren nicht ihr Hauptgeschäft war; der Wirt aber wurde wegen unterlassener Meldung für den nächsten Tag auf die Polizei bestellt. Unterdes hatte der Detektive mit seinem geübten Blick die Gäste gemustert und bezeichnete einige davon. Der Kommissär fragte sie, wer und was sie seien. Die meisten gaben keine klare Antwort; sie mußten mit; sie bezahlten ihr Glas Rum, gingen schweigend hinaus und wurden von der Sicherheitswache in Empfang genommen; sie schienen daran gewöhnt zu sein. In der Tat hatte man hier einige von denen erwischt, die man suchte; aber noch nicht die Rechten.

Der Detektive wußte Bescheid; er nannte ein anderes Kaffeehaus verdächtiger Art, wo er gute Beute zu machen hoffte. Wir gingen dahin. Obwohl es nur klein und eng ist, sollen sich dort doch bisweilen die größten Schurken einfinden. Ein einziger Gast saß mit einem Glas voll braunrotem Getränk vor sich, das wohl Sherry gewesen sein kann. Woraus dieser Sherry zusammengesetzt war, mag Gott wissen; Fusel und Extrakt waren dabei, das konnte man verspüren. Der Gast hatte ganz gute Kleidung und ein behäbiges Aussehen; er war, wie ich später erfuhr, eines Hausherrn Sohn, ein Lump, aber ein redlicher. Neben ihm saß die Kassierin mit etwas zerzausten Haaren und nur auf einer Wange rot, rot gestreift, wie von den groben Fingern des Hausherrnsohnes. (Er hatte das arme Ding in Wirklichkeit geschlagen; er war ein wüster Mensch.) Auf dem Gesichte der Kaffeewirtin lag der Ausdruck großer Erfahrung in bösen Dingen. Sie holte

das Dienstbuch und den Meldezettel der Kassierin; beide waren in Ordnung. „Und wer sind Sie?" frug der Kommissär den Gast. — „Das geht ja Ihnen nichts an." — „Ich frage Sie, wer Sie sind?" — Dieselbe freche Antwort. Die Polizeibeamten haben eine fabelhafte Geduld. „Sehen Sie nicht, daß ich hier von Amts wegen bin?" — „Das ist mir ganz egal!" — Kommen Sie mit!" — „Fällt mir gar nicht ein!" Der Detektive machte die Tür auf, rief einen Wachmann herein, dann faßte er den Widerstrebenden hinten beim Kragen; der Wachmann griff vorn zu, ein unbedeutendes Gepolter, der Hausherrnsohn war draußen und ging ruhig mit.

Der Detektive hatte auf größere Beute gehofft. Aber es ist nicht allemal gleich; die Verbrecher haben ihre Zusammenkünfte manchmal hier, manchmal dort. Wir gelangten in einem engen Gäßchen vor ein Haus, aus dessen Parterrefenstern trübes Licht hervorschien. Man konnte ein Gemurmel von Stimmen vernehmen. Wir warteten einen Augenblick auf die Sicherheitswache, die sich, als sie nachgekommen war, vor dem Lokal aufstellte. Dann traten wir ein. Das Gespräch verstummte. Tiefe Stille. Alle Anwesenden schienen erschreckt zu sein und blieben wie auf ihren Fleck gebannt, bis auf ein Mädchen, das sich scheu in ein halbdunkles Gemach zurückzog. Ein anderes junges Mädchen, schlank und von gefälligem Gesicht, vollen, aber blassen Wangen, stand am Billard und senkte die Augen auf ein Zeitungsblatt, als ob sie läse. Der Wirt und die Wirtin standen in der Mitte des Lokals, ganz betreten. Etwa neun Gäste saßen herum, schäbige Gestalten mit vergaunerter Miene und niedriger Stirn. Keiner der Anwesenden rührte sich; das einzig Bewegliche im ganzen Lokal waren die in Zacken auftanzenden Gasflammen an beiden Enden des messingenen Gestänges über dem Billard. Aus dem Gemach, in welches das eine der Mädchen sich zurückgezogen hatte, war ein leises Rasseln vernehmbar . . . Der Detektive zog eine Anzahl Photographien aus der Tasche, schob sie auseinander, wie die Leute beim Kartenspiel es machen. Er sah bald auf die Porträte, bald auf die Gäste. Dies

dauerte eine Weile. Dann öffnete er die Tür; die ganze Sicherheitswache trat ein. „Sie gehen alle mit!" sagte er. Die Leute standen auf und gingen, ohne ein Wort zu verlieren, geleitet von einigen Wachmännern, zur Tür hinaus. Es waren die, welche man suchte; eine Bande von Einbrechern.

Der Kommissär ging auf das hintere Gemach zu. Es war eine Art Küche; an ihrer Wand war eine große Kaffeemühle angeschraubt, deren Kurbel das Mädchen drehte. An der anderen Wand war eine Nische, in deren feierlichem Halbdunkel ein kleiner Diwan von verdächtigem Aussehen stand. Ein Bildnis der heiligen Jungfrau hing darüber; es war nicht schön. Einige Kannen, Tassen, Gläser und was sonst noch zu einem Kaffeeschank gehört, vollendeten die Ausstattung der Küche. Das Mädchen drehte immerfort in Emsigkeit die Kurbel der Mühle, aber da diese nur rasselte und nicht knarrte, so glaube ich, daß gar keine Kaffeebohnen darin waren. Auch fehlte der frische Geruch, den die Kaffeebohnen von sich geben, wenn sie gemahlen werden. Es schien, das Mädchen beabsichtigte bloß, uns was vorzudrehen. „Wer ist das Mädel da?" fragte der Kommissär. — „Die Köchin," antwortete der Wirt. — „Wo sind die Ausweise?" Es waren keine zu finden. „Sie gehen mit," sagte der Kommissär. Das Mädchen ließ die Kurbel los, hörte auf mit dem Rasseln, nahm traurig ihren Mantel um. „Und wer ist die da?" fragte der Kommissär und zeigte auf das blasse Mädchen, das noch immer neben dem Billard stand und den Kopf auf die Zeitung gesenkt hielt, als läse es darin. Es war eine wirklich schöne Person, ganz voll Anmut. Ihre Hände hielt sie auf daß grüne Billardtuch gestützt und da sah ich an der Spitze ihres Zeigefingers der linken Hand den dunklen Fleck, der rauh ist und von dem beständigen Prickeln der Nähnadel beim Nähen herrührt. Sie war emsig gewiß bei Tag mit der Nadel, wachsam bei Nacht vielleicht gegen ein kleines Honorar; fleißig jedenfalls. Auf die Frage des Kommissärs ward sie bleich bis in die Lippen hinein, erhob langsam das Haupt und blickte wie eine

kranke Taube ihn kläglich an. Alle schwiegen. „Wer ist sie?“ fragte der Kommissär noch einmal. „Sie ist,“ antwortete der Wirt, „aus der Nachbarschaft und kommt manchmal zu Besuch.“ Mir stand das Herz still bei dieser dummen Ausrede. „Was, so spät in der Nacht auf Besuch? Ziehen Sie sich an.“ Das Mädchen nahm traurig ihren Paletot und über den Kopf ein himmelblaues Filettuch von Wolle. Sie schien die Szene nicht zum ersten Male erlebt zu haben. Dann ward sie samt dem anderen Mädchen von einem Wachmann abgeführt. Als wir wieder draußen waren, sah ich die drei abmarschieren; bald erschienen sie nur noch wie drei dunkle Flecken, die immer grauer wurden; dann verschwanden sie in der Ferne.

Die Hauptbeute war gemacht, der Streifzug für diesmal zu Ende. Ich begleitete den Kommissär, den Herrn H. und den Detektive noch eine Strecke und nahm dann Abschied von ihnen. Ich war in keiner frohen Stimmung. Die düsteren Bilder des Abends kamen mir immer wieder. Verunglückte, gänzlich mißratene Menschen zu sehen, ist was Schreckliches ... Auf einmal sah ich einen gespensterhaften Schatten ... Dunkel zog er sich vor den Augen hin ... Was es war, konnte ich nicht ausnehmen ... Vielleicht war es ein Engel, vielleicht der Engel der Armen, des Unglücklichen, des Verzweifelten: der Würgengel; der Befreier ... Vielleicht war es auch nur eine Halluzination oder es war der Gewölbwächter, der langsam schreitende, Riegel betastende, im Nebeldunst der Nacht.

In der Schwemme.

Mit Persönlichkeiten, die schrecklich viel gelesen haben, verkehre ich von morgens bis abends so oft, daß ich täglich gern eine Stunde im Kreise derer bin, die selten ein Buch in die Hand nehmen. Darum und aus noch anderen Gründen ziehe ich mich, wo nur irgend die Zustände es erlauben, in das letzte Gelaß eines Gasthauses, in die Schwemme zurück und finde dort, was ich suchte. In einem Buche, das nicht bloß von Österreichern gelesen wird, sollte man sich des Wortes „Schwemme“ nicht ohne Erklärung bedienen; deshalb muß ich der Wahrheit gemäß vorausschicken, daß in Wien jedes ansehnliche Wirtshaus in den Salon, das Extrazimmer, das Gastzimmer und die Schwemme abgeteilt ist, wobei sich aus der Bezeichnung der Lokalitäten ohne weiteres ihr Rang erkennen läßt und nahezu auch das Leben und Treiben, das in ihnen herrscht. Im Salon fehlt es nicht an großen Spiegeln, in denen man sich zu eigenem Verdruß oft drei- bis viermal wiedersieht mit allen Bewegungen und Grimassen; dort sind die

Tische tadellos gedeckt, ehrfurchtsvolle Kellner, um deren Namen man sich nicht viel bekümmert, stehen herum mit der Serviette über dem Arm des Fracks und mit aufmerksamen Augen, die gleich Trinkgeldern blitzen; dort setzt sich jeder Gast für sich an einen Tisch und will mit den anderen Gästen nichts zu tun haben, und wenn zwanzig Tische da sind, so sitzt oft an jedem eine stille Person, leise gabelnd und, wenn sie was will, bescheiden mit dem Messer an das Glas klingend, ein melancholischer Zustand. Also dann das Extrazimmer; dort weilen die Stammgäste, und man kann sich nicht immer hinsetzen, wo man will. Wählt man einen Platz, so kommt der Kellner: „Bitte, hier ist besetzt." — „Da vielleicht?" — „Nein, bitte, dort sitzt der Herr von Gschwandtner." — „Dann hier?" — „Nein, bitte sehr; hier sitzt der Herr von Starzenhuber." Also gehen wir ins Gastzimmer. Es ist eine Art Mittelding, nicht hoch, nicht niedrig, ohne rechte Anziehungskraft. Freilich, im Gastzimmer meines Wirtshauses geht es oft lebhaft zu; da kommen junge Leute, die Schauspieler werden wollen, junge Mädchen, von denen jedes zuversichtlich hofft, dereinst als Stern erster Größe auf den Opernbühnen der ganzen Welt zu strahlen, und von denen die meisten es nicht weiterbringen als zum Range einer einfachen Choristin, und froh sind, ihre Karrière, wenn die Stimme zu krähen beginnt, als Wärterin in der Garderobe zu schließen. Einstweilen hängt ihnen der Himmel noch voller Geigen; sie probieren Triller, haben ein degagiertes Wesen, sprechen laut und ausdrucksvoll, oft deklamatorisch. Ihre Fröhlichkeit im Gegensatze zu der zweifelhaften Zukunft auf ihrer gefahrvollen Lebensbahn verstimmt den Nachdenklichen und vergällt ihm die Stunde der Muße. Bleibt also noch die Schwemme übrig. Doch diesem liebenswürdigen Lokal zu Ehren muß ich mit einer neuen Zeile beginnen.

Der Aufenthalt in der Schwemme, vorausgesetzt, daß diese, was hier der Fall, reinlich und gut gelüftet ist, empfiehlt sich aus zahlreichen Gründen, die man fast alle an den Fingern abzählen

kann, indessen einige sich bloß erraten lassen. Da ist zuerst der Vorteil, daß man den gemeldeten Zuständen in den anderen, scheinbar vornehmeren Lokalen entgeht; zweitens ist man in der Nähe des Kellermeisters und seiner Genossen, mit denen ein weiser Gast allezeit Freundschaft schließen und halten muß; drittens bleibt man in stetem Verkehr mit der freundlichen Kassierin, die, wenn man ihr Wohlwollen auf sich gelenkt hat, das geleerte Glas mit der besten Empfehlung zu langsamem, ungemischtem Einschenken in den Keller hinabsenkt — ein Vorzug, der gar nicht genug zu preisen ist; viertens sieht man dort die Kutscher, deren einspännige Fuhrwerke neben dem nahen Hotel stehen, und hört ihre Bemerkungen über Vorfälle in Wien, über Politik und Technik; da erhält man Aufschlüsse, welche in den glanzvollsten Leitartikeln unserer großen Zeitungen nicht zu finden sind, und wer die gesammelten Bände von Dinglers „Polytechnischem Journal" auswendig wüßte, würde in seiner Erinnerung vergebens nach Erklärungen suchen, wie sie ein Komfortabelkutscher über Erfindungen beispielsweise auf dem Gebiete der Elektrizität, von sich zu geben vermag. Doch will ich nicht weiter mit der Aufzählung von Gründen, die für den Aufenthalt in der Schwemme zeugen, den Leser ermüden, sondern nur noch darauf hinweisen, was eingangs von den Leuten gesagt ist, die seltener ein Buch in die Hand nehmen, daher mit ihren Ansichten und Aussprüchen eine liebliche Erinnerung an das Paradies hervorlocken, Freude in die Seele bringend.

Schließlich aber muß ich doch einen Grund noch anführen, und dieser ist, daß wir in der Verborgenheit der Schwemme von unseren Freunden, die stets bemüht sind, uns in ein Wirtshaus nach ihrem persönlichen Geschmack zu zerren, schlechterdings nicht gefunden werden, und ich würde auch jetzt den Schlupfwinkel und seine Reize nicht verraten, wäre es nicht am Vorabend meiner Abreise nach Spanien, woher ich sobald nicht zurückkehren kann.

Von einer hohen Regierung mit der Erforschung sämtlicher Wirtshäuser der pyrenäischen Halbinsel und einer Berichterstattung darüber betraut, fühle ich schon jetzt Heimweh nach unserer Schwemme, dem guten, friedlichen Ort, und gedenke ihrer in Seufzern. Wenn ich im nächsten Monat zu Sevilla unter den Kastanien wieder am Ufer des Quadalquivir auf das blaue Gefilde der andalusischen Tiefebene hinausblicke und abermals den jungen leuchtenden Xeres koste, durchfeuert von dem schwarzen Blick aus den Augen Isabellens, der wegen ihrer Anmut weithin berühmten Kassierin in der „Fonda de Paris", angelacht von ihren hellen Zähnen, überweht vom Duft nach Lauch, der ihrer schöngeschwungenen Lippe entströmt, werde ich in Sehnsucht nach der holden Schwemme, nach ihrem zweifelhaften Licht bei Sonnenschein, nach ihrer Dunkelheit, wenn Schneewolken den Himmel grau verhüllen und eisiger Wind durch die Gasse fegt, erglühen, denn das Herz des Menschen wird heiß, wenn er an die Heimat denkt, an die Heimat mit all ihrer Winterkälte, dem wehenden Gestöber, dem scheußlichen Schmutz auf dem Steinpflaster, aber auch mit ihren traulichen Wirtsstuben, in denen oft bei stillem Trunk vor den Augen des Geistes im Halbdunkel der Tiefe die merkwürdigsten Gestalten einherschweben. Und doch ist alles scheinbar so gewöhnlich dort. Die eichenen Kasten und Gestelle für Gläser und Krüge: wen sprechen sie an? Auch das in Kristallfarben spielende Licht, gebrochen in den Facetten des Glases, wird wenig bemerkt; man sieht es zu oft. Die Schankbarre ist mit Zinn bedeckt, sauber gescheuert; darauf stehen, nach ihrer Größe gereiht, wie eine Familie, die blanken Maße. Daneben das Pult der Kassierin mit dem aufgeschlagenen Buch, inhaltsschwer. Eine rote oder gelbliche Rose, aus einem Glas Wasser hervorragend, fehlt dort selten. Die runden Tische zeigen sich, perspektivisch betrachtet, als schöne Ellipsen. Die Sessel ringsum sind verschoben und stehen in einer vom Zufall herbeigeführten Unordnung. In der Ecke lodert im eisernen Ofen das wärmende Feuer und spielt

im Widerschein auf den beiden vergoldeten Röhren der Gasleitung, die vom Plafond herabhängen und die Dämmerung des Hintergrundes wie zwei helle Linien durchschneiden. Dies alles ist eigentlich nichts, und es liegt doch so viel darin, das oft erst auffällt, wenn mit Gepolter der Aufzug in der Wand den Trunk vom Keller heraufbringt, und wenn Jean das volle, von weißem Schaum überrieselte Glas auf den Tisch stellt. Es ist eine Musik und ein Anblick, die mir in Spanien kaum jemand bieten wird, und ich werde ihrer gedenken, wenn die Woge des Quadalquivier rauschend und glanzvoll an mir vorüberzieht.

Die Gäste in der traulichen Wirtsstube gehören ebenfalls zu den angenehmsten Erscheinungen, und da sie die Rücksicht haben, sich nie zu mir an den Tisch zu setzen, sondern mir diesen ganz allein lassen, mich auch niemals anreden, sondern höchstens, wenn sie, was oft vorkommt, einen guten Witz gemacht haben, freundlich herüberlachen, bin ich ihnen aus vollem Gemüte dankbar gesinnt; nicht etwa weil ich mich höher schätzte als sie, Gott bewahre, sondern weil ich meistens lesen will. Am liebsten sind mir die Fiaker und auch die Komfortabler. Was diesen Leuten trotz ihres schweren Berufes für ein Vorrat von Lebenskraft und Frohsinn übrig bleibt, weiß jedermann. Da gehen sie auf und nieder mit dem Glase in der Hand, blicken manchmal durch das Fenster auf die Gasse, ob ihr Roß noch ruhig steht, reden mit lauter Stimme und sprudeln einen guten Einfall nach dem anderen hervor. Dann lachen alle Gäste; der Kellermeister, die Kellner aus dem Salon und dem Extrazimmer, der stille Gastzimmer-Jean, der den bosnischen Feldzug als Soldat mitgemacht hat, alle lachen, und Fanni, die Kassierin, lacht auch mit. Zuweilen kommen der Hausbesorger vom Neunerhaus und der vom Dreizehnerhaus „auf ein Glas" herüber; dann werden die Ereignisse des Tages besprochen, und es ist merkwürdig, was für eine Fülle von Rechtssinn, von Redlichkeit und milder Anschauung dabei zum Vorschein kommt; in vielen Jahren habe ich bei den Gästen der

traulichen Schwemme nicht ein einzigesmal das Gute tadeln, das Böse loben gehört, auch nicht in Witz und Scherz; Ironie gibt es in der Schwemme nicht. Selten kommt das Gespräch auf Politik und auf Religion, noch seltener auf die höheren Probleme der Technik; geschieht es aber, so wird es jedesmal anziehend genug. Ich habe neulich gehört, wie ein Komfortabler den Gästen erklärte, warum es keinen Himmel und keine Hölle geben könne. Ein Fiaker, mehr in technischen Dingen bewandert, machte klar, warum und auf welche Weise man die „kompramittierte Luft" in den Arlbergtunnel gepumpt und was es in der Elektrizität mit dem Akkumulator, den er einen „Gummilater" nannte, für eine Bewandtnis habe. Es war recht schön. Oft wird eine so anregende Erläuterung plötzlich dadurch unterbrochen, daß ein kleiner Knabe mit klugem Gesicht und wohlgestellten Füßen, das Kind des Hausbesorgers vom Dreizehnerhaus, eintritt und mit schriller Stimme in den Vortrag des Fiakers hineinruft: „Die Mutter laßt sagen, der Vater soll gleich z'Haus kommen!" Aus ist es dann; die Gäste, durch die anziehende Unterhaltung über ihre Zeit verspätet, zahlen rasch, entfernen sich, und die liebe Schwemme wird leer und still.

Nun möchte ich fragen: Ist es nicht erfrischende Abwechslung im Laufe des Tages, eine Stunde im Kreise dieser gemütvollen Leute zuzubringen und dabei den Trunk aus der ersten Hand zu erhalten? Ich liebe meine gelehrten Freunde, wie es sich gebührt, aber ihre Liebenswürdigkeit ist anderer Art; auch ihr Gespräch und ihr Witz sind von ganz anderer Beschaffenheit als wie alles, was von den Leuten in der traulichen Wirtsstube offenbar wird. Warum soll man sich nicht an beiden erfreuen, zumal wenn es in einer reinen, ich möchte beinahe sagen, vornehmen Form geschehen kann? Und dies ist nur in Wien möglich, wo Rücksicht auf die Neigungen anderer und Artigkeit im Umgange durch alle Kreise gehen. Man findet Güte bei allen, vom Reichsfinanzminister bis zum Briefträger, vom Komfortabler bis zum Hofrat der Beschwichtigung, und diese Güte tritt in meinem Wirtshaus in ihrer natürlichsten Gestalt, darum voll von ganz besonderem Reiz zutage. In Italiens Osterien findet man wohl auch viel Urbanität bei den Leuten, aber ich mag nicht in einer Osteria sein; sie ist so hell, und es ist ganz anders dort. Am liebsten ist mir die heimatliche Wirtsstube mit ihrem Zwielicht, mit den tiefsinnigen Nischen und Winkeln voll von einem Zauber, den kein Mensch ganz zu deuten vermag.

Ein Wiener Schuster.

Unter allen Kleidungsstücken müssen die Stiefel das Höchste der Vollkommenheit sein. Wer sein Fußzeug vernachlässigt, ist entweder ein unglücklicher oder ein schlechter Mensch. Dies ist der Behörde für öffentliche Sicherheit so bekannt, daß sie beim Ausforschen eines Böswichts ihre Späher frühmorgens in die Gasthöfe schickt. Da hängen die Kleider zum Reinigen noch vor den Türen und die Stiefel stehen auch dort. Wo sich elegante Oberkleidung und verwahrlostes Fußzeug findet, da wohnt der schlechte Kerl, der sich auf seinen Wegen denkt, daß die Leute wohl seinen Rock sehen, die Sohlen aber nicht. Darin liegt der Zusammenhang der Stiefel und der Seele.

Vermutlich würde es viel weniger Nervosität unter den Menschen geben, wenn sie nicht so unzweckmäßige und enge Fußbekleidung trügen. Auf dem Westbahnhof stieg einmal ein Rittmeister zu mir ins Coupé, der hatte Lackstiefel an. Während der Fahrt verzog sich sein Gesicht oft sehr schmerzlich und dies nahm immer

mehr zu. Da ich ihn nicht kannte, schien mir eine teilnehmende Frage nicht passend zu sein, doch endlich konnte ich es nicht länger ansehen und sagte: „Sie haben zu enge Stiefel an!“ — „Ja,“ antwortete er, „ich leide schrecklich!“ — „Genieren Sie sich doch nicht,“ sagte ich weiter und dann half ich ihm die Lackstiefel ausziehen, was nicht geringe Mühe machte. Und wie atmete er auf! Ich habe nicht leicht eine gründlichere Erlösung gesehen. Ich fühlte sie im tiefsten Innern mit. Wir waren miteinander allein im Coupé, und da war bald geholfen. Da mein Fuß nicht länger, nur etwas voller war als der seine, so konnte ich mit einem Paar von meinen Stiefeln helfen; er fühlte sich ganz glücklich darin.

Wer das Glück hat, von einem guten Schuster betreut zu sein, dem ist ein großer Teil der Lebenssorge abgenommen. Dies weiß niemand besser, als wer eine Zeitlang nicht vollkommen passende Stiefel getragen hat. Da saß ich eines Abends mit N. N. in einer traulichen Wirtsstube. Er riet mir seinen Schuster an. Es war der Herr Vinzenz Wolf im Regensburger Hof. Gleich am nächsten Tage ging ich hin. Wenn man von der Sonnenfelsgasse in den Durchgang des altertümlichen Gebäudes eintrat, so war gleich rechts, dort, wo jetzt hinter großen Spiegelscheiben Teppiche ausgehängt sind, eine Art Verschlag, so schmal, daß hinter einem Schnitzbrett nur noch ein Sessel Platz fand. Ein quadratisches Fenster ließ schräges Licht von der Sonnenfelsgasse auf das Schnitzbrett fallen. In diesem Fenster fand ich wie in einem Bilderrahmen das frische, rundliche Gesicht des Herrn Wolf mit blauen, deutlich blickenden Augen. Ich trat hinan. „Herr Wolf?“ — „Ja, mein Name ist Wolf.“ — „Gut, Herr N. N. hat mir den Rat erteilt, Sie zu bitten, daß Sie auch für mich Stiefel machen.“ Er sah mich eine Weile ruhig an und sagte dann, ja, das wolle er. Er forderte mich auf hereinzukommen, dann nahm er das Maß.

Damals wohnte ich am Alten Fleischmarkt und kam fast täglich durch den Regensburger Hof. Bisher hatten dort nur die Spuren aus dem Mittelalter, das niedrige Kreuzgewölbe, die breiten

Pflastersteine, die immer beleuchtete Hinterstube des Gasthauses mich angezogen, jetzt taten es auch der winzige Verschlag meines Schusters und seine liebenswürdige Persönlichkeit. Er saß immer über die Arbeit gebeugt und richtete das Leder her, das seine Gesellen draußen in der Werkstatt zu Stiefeln formten.

Wenn er abends mit der Arbeit fertig war, ging er heim zu den Seinen. Im Wirtshause suchte er seine Erholung nicht, vielmehr im Fischen und Jagen draußen in der freien Natur an Feiertagen. Im Laufe der Zeit mußte er aber das Fischgerät an den Nagel hängen, denn der zunehmende Rudersport verursachte zu viel Unruhe in den Gewässern; er verlegte daher sein Sonntagsvergnügen ganz auf die Jagd, die er mit Freunden in einem Revier bei Stixneusiedl betrieb. An Montagen stattete er mir kurzen Bericht darüber ab. Ließ ich mich einmal Wochen hindurch nicht sehen, so wußte er, daß ich verreist war. Nach meiner Rückkehr mußte ich erzählen; er wollte von allem wissen, namentlich von dem Leben auf der See. Dann wieder bevölkerte ich ihm den Regensburger Hof mit Leuten in geschlitzter und gezattelter Tracht, mit Kaufherren, die aus Bayernland auf der Donau herabgekommen waren, ein andermal mit Landsknechten und forschen Soldaten in Lederkoller, wieder ein andermal mit Leuten in Allongeperücken und solchen, die mit Puder und Zopf und Salondegen einhergingen. Dies machte ihm Vergnügen und kostete doch nicht mehr als jedesmal fünf Minuten.

Abends arbeitete er bei der Lampe. Diese selbst konnte man nicht sehen, aber sie warf ihr Licht auf sein helles rosiges Gesicht. Oft beneidete ich ihn um sein stilles Wirken. Ein guter Schuster ist ein Wohltäter für seine Kundschaft und diese reichte bei Wolf bis in die höchsten Kreise der Gesellschaft hinauf. Ich weiß nicht genau, in welchem Jahre er vom Regensburger Hof nach der Seilergasse zog. Hier in dieser Gasse mit den stattlichen hohen Gebäuden, deren erbgesessene Hausherren ihr Eigentum immer mehr an Wert steigen sehen, je mehr Wien an Umfang zunimmt, nahm er

ein kleines Gewölbe der „Stadt Frankfurt" gegenüber. In dieser Gegend der Inneren Stadt findet man überhaupt einen großen Teil der berühmtesten Schuster Wiens beisammen, sämtlich in unscheinbaren Läden, oft auch in einer Stube neben der Einfahrt des Hauses.

In solcher Stube suchte ich Ende der Sechzigerjahre, bevor ich Vinzenz Wolf noch kannte, einen Mann auf, welcher damals auch von seinen Berufsgenossen „der erste Schuster von Wien" genannt ward. Er arbeitete nur für seine alten Kunden und sonst höchstens für solche Personen, die ihm von den alten Kunden angelegentlich empfohlen waren. Ich hatte mir eine Empfehlung verschafft von einem Bekannten, Herrn v. M., den der Schuster mit seinen Stiefeln beehrte. Diese waren scheinbar teuer, aber nicht umzubringen, dabei dem Fuß vollkommen angeschmiegt, federleicht, elegant, und wenn Herr v. M. ein ganzes Jahr hindurch ein einziges Paar Stiefel benutzt hatte, waren sie in ihrer ursprünglichen Form geblieben. Einmal bat Herr v. M. den Schuster, er möge ihm noch ein Paar machen, erhielt aber die Antwort: „Die vom vorigen Jahr müssen noch gut sein, jetzt mache ich Ihnen noch keine." Er war ein etwas kurz angebundener Schuster. Ein andermal hatte er für Herrn v. M. wirklich ein neues Paar gemacht, aber dieser wartete vergebens darauf und ging endlich hin, darum zu bitten. „Ja, da stehen sie," sagte W. und zeigte in die Ecke. — „Aber warum schicken Sie sie mir nicht?" fragte Herr v. M. — „Diese Stiefel sind mir nicht gut genug," war die Antwort und W. gab sie wirklich nicht her. Er arbeitete wie alle die berühmten Schuster von Wien nur mit den teuersten Gesellen und wenn er bei einem fertigen Stiefel den geringsten, nur seinem Schusterauge sichtbaren Makel fand, so verwarf er ihn ohne Rücksicht auf den Geldverlust, den er dabei hatte.

Also zu diesem Schuster ging auch ich, fest vertrauend auf die Empfehlung des Herrn v. M. Es war im Oktober und ich hoffte, die Stiefel bis gegen Weihnachten zu erhalten, um sie auf einer

Reise nach dem Norden tragen zu können. Ich wartete und wartete, aber sie kamen nicht. Mehrmals ging ich hin und bat und als endlich die Zeit zur Abreise herbeirückte, machte ich eine große Dummheit. Bei einem nochmaligen Besuche sagte ich dem Schuster: „Wenn ich sie jetzt nicht bald bekomme, könne ich sie zur Reise nicht mehr brauchen." — „Na, dann machen wir halt keine," antwortete er und damit war dieser Abschnitt meines Lebens vorbei. Gewiß, es war dumm von mir, aber man hat ja vorher keine Ahnung, mit welcher Art von Handwerkern man es da zu tun hat. Stolz sind sie im Bewußtsein ihres wirklich hohen Wertes; sie tragen ihr Schurzfell in Ehren. Da war einer unter diesen Wiener Meistern, der holte sich zuweilen den Reisekoffer aus der Ecke, legt Frack, schwarze Hosen und weiße Halsbinden hinein und fuhr damit nach England, um der Königin Viktoria und den Ihren neues Fußzeug zu bringen.

Einmal traf ich in Wiesbaden den Direktor einer Dampfschiffahrt von der Ostsee; er sagte mir, daß er in seinem Wohnorte Danzig alle Stiefel für sich und seine Kinder in Wien machen lasse trotz des Eingangszolles, und ich kenne Hamburger, die das gleiche tun. Von einem Schuster in Straßburg hörte ich den einfachen Ausruf: „Ja, die Wiener Schuster!" und hatte genug daran. Man glaubt gar nicht, wie weit diese ihre Stiefel in die Welt verschicken, nicht etwa nach Art der Fabriksware, sondern an einzelne Menschen, die allerdings zu großem Teile Wiener sind. Als ich Herrn Vinzenz Wolf einmal in seinem kleinen Gewölbe in der Seilergasse besuchte, sah ich dort ein Paar Röhrenstiefel von wundervoller Mache, fest und herrlich genäht. Ich hob einen; er war leicht wie eine Feder. „Die kommen nach Kentucky," sagte Herr Wolf, dort hat ein Wiener sich ein Landgut gekauft. Er schickt mir auch seine Stiefel zum Versohlen herüber." Ein andermal wies er auf fünfzig Paar Stiefel hin und sagte, daß sie für Valparaiso bestimmt seien, für gebürtige Wiener und solche Leute, welche die Stiefel bei den Wienern gesehen hatten. „Nach Mexiko liefere ich auch," sagte er, nicht so sehr mit Stolz,

sondern mit einer Art geschäftlicher Befriedigung. Ich schätzte ihn als einen der glücklichsten Menschen in Wien, der sich durch Fleiß und Tüchtigkeit selbst gehoben hatte zu einer hohen Stufe in seinem Handwerk und der in dem glücklichsten Familienleben, in der Freude an wohlgeratenen Kindern den Lohn und in seiner Jagd ein bescheidenes Sonntagsvergnügen fand.

Bei unseren Unterhaltungen im Regensburger Hofe kamen wir auch einmal auf das Sterben zu sprechen. Ich sagte, daß ich langsam und bei Bewußtsein sterben möchte; man müsse doch sehen, wie das ist; der Todestag sei der schönste Tag des Lebens und den müsse man voll genießen. Er dagegen wünschte sich einen raschen, ruhigen Tod. Dieser Wunsch ist ihm in Erfüllung gegangen. Die Seinen fanden ihn vor kurzem frühmorgens tot auf dem Lager; ein Herzschlag hatte seinem tätigen Leben ein Ende gemacht und er selbst hat nichts davon gemerkt.

Lokalpatriotische Vorurteile.

Vor einigen Jahren klagte man in Wien häufig darüber, daß die Vorreiter der seither verschwundenen Pferdebahn so lange Zeit brauchen, bis sie aufsitzen, sich zu dem Wagen bemühen und dann endlich ihre Funktion beginnen. Mit wahrer Eleganz geht das gleiche Geschäft in Schweden vor sich; ich habe es oft in Gothenburg beobachtet. Da kommt, während der Wagen seine schnelle Fahrt nicht mäßigt, ein etwa fünfzehnjähriger Knabe mit einem Vorspannpferde herbei, hängt im Laufen den Schwengelhaken in den Ring des Wagens, gibt gleichzeitig seinem Tier einen Schlag auf den Schenkel und springt an die Seite des Kutschers. Unsere Wiener Vorreiter waren Schnecken dagegen.

Wir Wiener schelten aber oft über Einrichtungen unserer Stadt, die gar nicht einmal so übel, jedenfalls oft anderswo viel schlimmer sind. Anderes dagegen heben wir in den Himmel, wohin es auch nicht recht gehört. Es ist ein Verkennen nach zwei Seiten: ein Unterschätzen und ein Überschätzen. Bei uns macht man so viel

Wesens von den Fiakern; aber was sind sie beispielsweise gegen die russischen Kutscher, die ein Dreigespann im sausenden Galopp lenken, dabei die Pferde fest im Zügel halten und sie mit einem Ruck stehen machen. Auch die russische Kavallerie kommt im rasenden Lauf daher und steht zwei Schritt vor ihrem Befehlshaber plötzlich wie versteinert still. Namentlich die Norweger wissen ihre schönen, kleinen, gedrungenen Pferde bewundernswert zu leiten. Man wird von Grauen erfaßt, wenn man am Rande eines Abgrundes eine steile Straße mit scharfen Biegungen hinunterfährt und dies in scharfem Trab. Unsere Fiaker könnten von den Russen und Norwegern noch manches lernen, dafür aber sind diese nicht so witzig wie sie und die Londoner Cabmen.

Etwas witzig sind überhaupt alle Kutscher. Einige Berufsarten bringen dies so mit sich. Die Berliner brauchen sich gar nicht so viel auf den Witz ihrer Schusterjungen einzubilden; so viel davon wie diese haben unsere auch. Wahrscheinlich die Schusterjungen von Madrid ebenfalls, denn auf diese sind die Spanier stolz. Übrigens sind die Spanier immer stolz, worauf, das weiß man nie genau. Nach ihnen kommen dann gleich die Franzosen und Chinesen, die ihr Land für den Mittelpunkt der Welt halten. Den Italienern kann man eigentlichen Stolz nicht nachsagen, jedoch haben sie eine stille Überhebung; sie glauben die genialsten Menschen zu sein; ihnen fällt alles im Schlafe zu, während die anderen arbeiten müssen; sie fassen alle Dinge großartig auf, alle übrigen sind Kleinigkeitskrämer; ihre Musik ist Inspiration, die von Haydn, Beethoven und Bach lavorato, anzi troppo lavorato. Natürlich ist hier nur von den Durchschnittsmenschen die Rede; die feineren Italiener, Spanier, Franzosen und Chinesen wissen ganz gut, wie die Dinge beschaffen sind.

Als junger Bursche war ich in Kopenhagen Mitglied des Industrievereines. Dorthin kamen neben Ingenieuren und Architekten auch allerlei Handwerksmeister. Da sagte ein beleibter Spengler einmal zu mir: Die Deutschen seien doch sehr zu bedauern, denn sie

hätten so wenig zu essen in ihrem Lande und müßten immer Hunger leiden; die Dänen seien doch viel besser daran. In der königlich dänischen Gemäldesammlung hängt ein Bild von Simonsen: Deutsche und Dänen im Gefecht. Darauf sieht man diese als frische, blonde, rotwangige Bursche, jene dagegen bleich, mit schwarzen Haaren und hohlen Wangen und selbstverständlich voll Furcht vor den Dänen. Vor Beginn des Krieges vom Jahre 1866 sah man auch in unseren Witzblättern die Preußen als spindeldürre, schwache Gestalten abgebildet. Von ihnen hieß es ebenfalls, daß sie zu Hause kümmerlich lebten.

Die Ungarn glauben, daß es außerhalb ihres Landes nicht Weg noch Steg, noch überhaupt ein Leben gibt. Freilich besitzen sie etwas, ohne welches das Leben schwer zu ertragen ist, und das ist hal-paprikas, ein Fischragout mit rotem Pfeffer. Mit den nationalen Speisen ist es im ganzen eine eigene Sache. In Süddeutschland begreift man nicht, daß die Norddeutschen sich Suppen bereiten aus Äpfeln, aus Pflaumen, aus Wein und Korinthen und sie vor den übrigen Speisen hineinlöffeln. Die Leute im Norden finden keinen Geschmack an den Hühnern, die man Backhändel nennt; sie haben Abscheu vor Froschschenkeln und Landschnecken, während sie die Austern, Muscheln und Schnecken der See mit Behagen verzehren. Beide, Süddeutsche und Norddeutsche, wundern sich, daß die Schweden, welche sich auf Delikatessen so gut verstehen, rohen, gesalzenen Lachs für sehr fein halten, daß die Norweger mit Zucker versetzten Käse und den schwarzen, schmierigen Bärenschinken mögen, daß selbst die vornehmsten Russen Kwas, ein Getränk, das aus Sauerkraut bereitet wird, kaum entbehren können, und was dergleichen mehr ist.

Wie mit den Speisen, so geht es auch mit dem Tabak. Die Leute glauben immer, bei ihnen seien die besten Zigarren zu finden. Diese Behauptung hört man bei uns ebenfalls und sie ist nach einer Seite hin berechtigt, denn die Regie liefert neben schwächeren Sorten auch ganz vorzügliche, diese allerdings etwas teurer als

in Deutschland und Skandinavien. Dagegen haben unsere Regiezigarren den Vorteil, daß sie von regelmäßiger Beschaffenheit sind, der Käufer daher immer genau weiß, was er für einen gegebenen Preis erhält. Draußen im Reiche ist es anders. Wenn man sie zu finden weiß, bekommt man eben so gute Zigarren wie bei uns und dies weit billiger. Geht jedoch ein Fremder in einen Tabakladen und sagt dort: „Bitte, geben Sie mir einmal sehr feine Zigarren," so kann man Zehn gegen Eins wetten, daß er mit einem wahren Schund nach Hause geschickt wird.

Ähnlich ist es mit der Feuerwehr. Jeder Lokalpatriot lebt in der Zuversicht, seine Feuerwehr werde von keiner anderen übertroffen. Es ist so natürlich. In den netten Monturen stecken die kraftvollsten, geschmeidigsten Bursche des Ortes, die Maschinen sind tadellos und ihr Messingbeschlag glänzt bis in die Ferne, die starken Pferde sind froh, wenn sie aus dem Stall kommen, reißen an die Seile und dann jagt die ganze funkelnde Ausrüstung mit der Mannschaft durch die Straßen und das Signal der Trompete schallt weithin. Wie soll das den Bürger nicht erfreuen? Und nun gar den Spießbürger, der über die Bannmeile seines Städtchens nie hinausgekommen ist. Ihm muß die Feuerwehr ja als eine Art blitzblanker Vorsehung erscheinen, die aus dem Spritzenhause hervorbraust und dahin rast, wo es brennt. Mit den Ansichten über die Heere ist es ebenso. Die Leute sehen bei den Paraden ganze Fronten gleichgekleideter Menschen mit einer ungeheuren Menge goldiger Knöpfe, die im Sonnenscheine funkeln, oder es kommt die Reiterei daher mit dem angenehmen Getrappel der Pferde und den langgezogenen Klängen des Marsches, oder es sausen die sechsspännigen Kanonen durch das Gefilde und machen den Boden erzittern. Das behagt den Leuten ausnehmend und wenn sie Infanterie, Kavallerie und Artillerie zusammenrechnen und dabei zu dem Ergebnis kommen, daß ihre Armee die schönste sei, ist dies durchaus nicht zu verwundern.

Alles dies könnte man sich wohl gefallen lassen, verstiege der Lokalpatriotismus sich nur nicht so oft zur Geringschätzung, ja zur Verachtung anderer. Leider geschieht dies jedoch, denn wo findet man Menschen, die Maß halten können. Die Engländer sind doch sonst recht vernünftig, aber sie halten alle anderen für „umnachtete Fremde". Die Schweden nennen die Norweger grobe Bauern und diese vergelten es ihnen dadurch, daß sie die schwedische Höflichkeit für Tücke ansehen. Beide, Schweden und Norweger, mögen wieder den Dänen nicht und ahmen mit sichtbarem Widerwillen den weichen Silbenfall seiner Sprache nach. Die Dänen hassen die Engländer wegen des Bombardements ihrer Hauptstadt, hassen auch die Deutschen wegen der Wegnahme der Herzogtümer und grollen Österreich wegen der Preisgebung des fünften Paragraphen im Prager Frieden. Die Spanier und Portugiesen verachten einander. Wie der Franzose gegen Deutschland auf Rache sinnt, weiß Gott, und er weiß auch, daß der Italiener den Franzosen haßt von altersher und ebenso gründlich wie der Pole den Russen, wenn es auch jetzt den Anschein hat, als sollte sich dies mildern.

Ist es bei uns anders? Unsere Zustände sind nur ein Spiegelbild von denen Europas in verkleinertem Maßstabe.

Über Zigarren.

Wie es im Gemüt der Menschen beschaffen war, ehe sie Tabak rauchten, weiß man nicht genau. Sie waren derber, achteten der Schmerzen nicht viel, zeigten sich grausam gegen ihre Feinde und bestraften ihre Mitbürger wegen geringer Vergehen mit dem Tode.

Seit Einführung des Tabakes sind die Sitten allmählich milder geworden und seitdem gar die Zigarren, diese feinste Erfindung menschlichen Geistes, aufkamen, was kurz nach der französischen Revolution geschah, weiß man sich vor Zartgefühl kaum mehr zu helfen. Weil es platterdings nicht anders geht, führt man wohl noch große Kriege und schießt die Leute tot, aber mit Bedauern und aus großer Ferne, gleichsam mit abgewandtem Gesicht. Man zerbricht sich den Kopf, ob man einen Meuchelmörder hinrichten dürfe oder nicht; die Missetäter wirft man nicht mehr in ein dumpfes Kerkerloch, sondern hält sie in reinlicher Stube fest und sorgt für ihre Sittlichkeit ohne Aufwand von Prügeln; kurz, wir haben es

seit etwa hundert Jahren weit gebracht und das haben wir neben anderem auch der Zigarre zu verdanken.

Man fühlt es deutlich in seinem Innern, wie man beim Rauchen einer edlen Zigarre gebessert wird. Drei Dinge haben einen unmittelbaren Einfluß auf das Gemüt: die Auster, der Champagner und die Zigarre vornehmster Art. Wenn jemand einige Dutzend Austern zu sich genommen hat, sieht er die Welt mit ganz anderen Augen an; sein Blick wird geschärft für das Anmutige in den Erscheinungen, das er auch da findet, wo er es ohne Austern kaum vermuten würde, auch dort, wo kaum eine Spur oder so gut wie gar nichts davon vorhanden ist. Was der Sekt leistet, zumal wenn man ihn aus sehr großen Gläsern trinkt, das weiß jedermann; er wirkt sofort belebend und erleuchtend und ohne ihn hätte Schiller viele seiner herrlichsten Gedichte und Strauß seine sprudelnden Walzer kaum zu stande gebracht. Mit den Zigarren aus der Vuelta Abajo ist es ein ander Ding; ihre veredelnde Wirkung auf das Gemüt geht langsam vor sich und wenn man dieses ihrem dauernden Einfluß unterwirft, muß man kurgemäß leben, nämlich nie unwürdiges Kraut dazwischen rauchen, sonst ist alles umsonst. Doch mit dem Beziehen echter Havannazigarren ist es nicht so leicht bestellt. Wir in Österreich sind — dieses Gute hat das Tabakmonopol an sich — verhältnismäßig noch am günstigsten daran; in Hamburg, Amsterdam und Bremen muß man ansässig sein oder gute Freunde besitzen, wenn man Zigarren aus dem genannten Tal haben will; die übrige Welt, Österreich eben ausgenommen, ist nie sicher, ob sie wirklich echte Zigarren erhält. Deren große Wirkung liegt nämlich darin, daß in ihnen alle feinen Bestandteile des vornehmsten Tabaks der Erde erhalten sind, weil sie aus den von Natur noch feuchten Blättern gerollt werden. Der aus der Havanna herbeigeführte Tabak, aus dem man erst in Europa die Zigarren macht, muß aus seiner Trockenheit durch Benetzung mit Wasser wieder schmiegsam gemacht werden, wobei eine künstlich herbeigeführte Gärung

eintritt, in deren Verlauf eine Menge der feinsten Bestandteile sich verflüchtigen. Dies ist der große Unterschied, der jedoch beim Betrachten der fertigen Zigarre selbst dem erfahrensten Kenner nicht leicht kundbar wird, und darum kommt es bei der Beschaffung von Zigarren in so hohem Grade auf Vertrauen an.

Im allgemeinen herrscht im Tabakshandel nicht viel Sicherheit in der Güte der Ware; nur dort, wo der Staat, wie bei uns in Österreich, die Sache in die Hand genommen hat, kann man vertrauen, denn er hat es in seiner Gewalt, den Handel rechtlich durchzuführen. Bei uns ist das Rauchen der mittleren Sorten allgemeiner Regiezigarren wohl teurer als anderswo, aber dafür bekommt der Käufer allemal eine ganz bestimmte, ihm schon bekannte Sorte für einen bestimmten Preis und wenn sie ihm nicht mehr behagt, greift er zu einer anderen, die er ebenfalls schon kennt. Im Laufe der Zeit kommen darin wohl Schwankungen vor; die eine Sorte geht abwärts, die andere wird besser, aber es dauert in der Regel lange, bis dies eintritt. Bei einer Ware, die vom Ausfall der Ernte abhängt, sind Schwankungen natürlich; der Tabak hat ebenso wie der Wein seine guten und minder guten Jahrgänge, namentlich in Europa. Minder dem Wechsel des Klimas unterworfen ist der Tabak in der Havanna, daher sind die seitens der österreichischen Regie von dort eingeführten Zigarren gleichmäßiger in der Güte. So zuverlässig, wie bei uns in der Spezialitätenhandlung, kann man nirgends in der Welt Havannazigarren kaufen. Unser Kommissionslager auf dem Kohlmarkt steht überhaupt einzig in seiner Art da und vornehmlich die Fremden, die nach Wien kommen, können es nicht genug loben und heben die Sicherheit hervor, mit der man dort für bestimmten Preis entsprechende Ware erhält. Dieses Lager führt nicht weniger als hundertvierzig Sorten aus vierzehn Fabriken der allerersten Häuser von Havanna, bietet also eine Auswahl, wie sie kaum in einer anderen Stadt des Kontinents zu finden ist. Die Zigarren werden in den Kistchen, wie sie aus Havanna

kommen, nach Untersuchung auf ihre Güte verkauft, auch in kleinen Paketen zu je vier Zigarren als Proben, die zur Sicherheit des Käufers und zur Auswahl dienen. Auf den Schleifen dieser Pakete sind der Preis und erklärende Angaben verzeichnet. Von jeder Sorte sind immer große Mengen vorrätig, daher ereignet es sich selten, daß einzelne Sorten für kurze Zeit vergriffen sind. Beim Einkauf in Havanna und bei Übernahme der Zigarren in Wien wird mit der größten Strenge vorgegangen. Trotz des Monopols sind die Preise nicht hoch und kommen je nach der Sorte den Preisen in den Ländern, wo kein Monopol ist, ziemlich gleich, weil sich dort die Händler und Zwischenhändler gewöhnlich übermäßig hohe Preise bedingen, während die österreichische Regie bei dem großen Bedarf als ein riesenhafter Kunde, den keiner gern verlieren möchte, bei den Häusern in der Havanna in hohem kaufmännischen Ansehen steht, daher die beste Ware zu mäßigen Preisen erlangen kann. Ein besonderer Vorteil für den Käufer liegt auch darin, daß er nicht gezwungen ist, ganze Kisten Zigarren auf einmal zu beziehen, sondern aus dem Kommissionslager seinen Bedarf ganz nach Belieben, ja täglich decken kann, daher nicht zu befürchten braucht, in Besitz einer größeren Menge Zigarren zu gelangen, die ihm vielleicht hinterdrein nicht behagen.

Bei uns herrscht übrigens ein sonderbares Vorurteil, das der Regie die Beschaffung der Havannazigarren einigermaßen erschwerte. Fast jeder österreichische Käufer sucht nämlich vorzugsweise Zigarren mit hellem Deckblatt, sogenannte Claros, welcher Richtung des Geschmackes von der Regie wohl nach Tunlichkeit entsprochen wird, ohne daß sie ihn jedoch vollkommen befriedigen könnte, da Ernten vorkommen, bei welchen der Tabak wohl milde, aber dunkel ist. Die ausländischen Käufer in Wien sind nicht von diesem Vorurteil befangen, welches darin besteht, daß man dem Deckblatt bei der Bildung des Rauches zu viel Wichtigkeit beimißt, während es im Querschnitt der Zigarre doch nur eine geringe Rolle spielt und mehr den Zweck hat, das Innere luftdicht

und zierlich zu umschließen. Denn unter dem Deckblatt liegt doch das sogenannte Umblatt und dann kommt der Hauptkörper: die Einlage. Wären diese und das Umblatt schlecht, so würde die ganze Zigarre trotz eines guten Deckblattes nichts taugen, und wären sie dunkel, was nützte dann ein helles Deckblatt? Übrigens besitzt nur die dunkle, die als Colorado und Maduro bezeichnete Zigarre wirklich reife aromatische Blätter; der in seiner Vorliebe für die helle Zigarre Befangene kommt also eigentlich zu kurz, denn er nimmt sich eine, in welcher die feinsten Bestandteile des Tabaks noch nicht enthalten sind. Eine andere Geschmacksrichtung macht ebenfalls Schwierigkeit. Früher nämlich wollte jedermann gut abgelagerte Zigarren haben, jetzt dagegen sind den Feinschmeckern ganz frische Zigarren besonders erwünscht, doch ist es schwer, in Europa zu jeder Zeit damit zu dienen, trotz des großen Aufschwunges der westindischen Dampfschiffahrt. Unsere Regie trägt jedoch Sorge, daß die aus Havanna eintreffenden Zigarren ohne Zeitverlust möglichst frisch zum Verkauf gelangen. Sie sind auch wirklich ausgezeichnet gut, aber nur vier bis fünf Wochen hindurch; die bis dahin nicht gerauchten müssen nach dieser Zeit einige Wochen liegen, weil sie in der Kiste noch eine kleine Gärung durchmachen, während welcher sie beinahe unrauchbar sind. Ist diese Gärung vorüber, so gehören sie in die Reihe der abgelagerten Zigarren, von denen ich übrigens, trotz der eigentümlichen Vorzüge der frischen, dem Leser einen reichlichen Vorrat wünsche.

Eine abgelagerte Havannazigarre ist wohl ein köstliches Ding und wenn sie auch nicht den Reiz der frischen besitzt, so braucht man bei ihr doch nicht jeden Augenblick zu befürchten, daß sie zu gären anfängt, was etwas Unheimliches, ja einen Stich ins Polizeiwidrige hat. Die abgelagerte Zigarre zeigt eine mannhafte Beständigkeit; ihr Inneres hat sich ausgetobt und ist zu edlem Gleichmaß gelangt. Man braucht nur zu betrachten, mit welcher Ruhe dort, wo das braune Deckblatt und die reine weiße Asche einander berühren, der bläuliche Rauch sich aufzwirnt. Sie

brennt niemals schief und hält es unter ihrer Würde, zu kohlen. Ihr Rauch ist voll Kraft und von einer Würze, daß selbst Frauen seinen Wohlgeruch rühmen. Wenn wir uns mit einer solchen Zigarre still beschäftigen, so geht etwas von der schönen Ausgeglichenheit, die in ihrem Innern ruht, in unser eigenes über und wenn uns weiter ein böses Gewissen nicht plagt, wird die Befriedigung in uns erhöht und wir fühlen uns zu jedem edlen Tun bereit. Die Frauen haben gern, wenn die Männer rauchen. Fragt man sie nach dem Grunde, so sagen sie: Es sei so mannhaft. Darin liegt es aber nicht, denn ehe der Tabak aufkam, gab es ebenso mannhafte Leute wie jetzt. Der Grund ist vielmehr darin zu suchen, daß die Frau mit ihrem feinen Spürsinn herausfühlt, wie der edle Tabak sänftigend auf das Gemüt des Mannes wirkt und ihn ihrem Willen gefügiger stimmt. Mehr kann man doch von einer Zigarre nicht verlangen, als daß sie das Band, welches Weib und Mann vereint, in so milder Weise noch enger knüpft. Damit hat sie ihr höchstes Ziel erreicht.

Der Weihnachtsmonat.

Man sollte eigentlich sagen: „Das Jahr hat elf Monate und den Dezember"; denn dieser gleicht den anderen Monaten nicht; er ist einzig in seiner Art. Wenn im November der Nebel die Luft verdüstert oder dunkelgraue Wolken vor dem Sturm einherjagen, ist man traurig, glaubt wenigstens ein Recht dazu zu haben. Im Dezember wird es auf einmal anders; da kann es noch so dunkel sein, man verliert die Munterkeit nicht. Des Morgens zünde ich mir mit Vergnügen Kerzen an, um die Zeitung lesen zu können. Zum Mittagessen, wenn es zu dunkeln beginnt, werden abermals Kerzen angezündet. Deren weiße, spitze Flammen sind in diesem Monat noch einmal so traulich als sonst im Jahre; es ist, als riefe ihr Schein tausend freudige Erinnerungen wach, Erinnerungen, die weit zurückgehen bis zu zinnernen Soldaten, Säbel und Schaukelpferd, Malkasten und Bilderbogen, Kuchen, Lichterglanz und Tannenbaum und dem freudestrahlenden Gesicht der Mutter, wenn sie ihre Kinder erstarrt vor Staunen sieht. Weihnachten ist es, der

dieſen Monat ſo unvergleichlich und zum vornehmſten ſeiner Brüder macht.

Die feierliche und dabei ſo glückliche Stimmung, die den Dezember erfüllt, ſteigert ſich von deſſen erſtem Tage an. Wenn die Natur draußen, ihres Glanzes beraubt, unter weißer Winterdecke liegt, wendet ſich unſer Gemüt ganz und gar der Häuslichkeit zu und mag es ſchon abgehärtet ſein durch die Wechſelfälle des Lebens, da wird es wieder zart und ſein Sinnen und Trachten iſt nur darauf gerichtet, anderen Vergnügen zu machen. Wenn die Stimmung des Dezembers auf ein männliches Gemüt ſchon ſolche Wirkung übt, wie muß es da erſt mit den Frauen beſtellt ſein! Weihnachten gehört vor allem ihnen und den Kindern. Die Frauen bleiben ja auch Kinder ihr Leben lang, wechſeln nicht einmal die Kinderſtimme, ſelbſt wenn ſie Mütter geworden ſind. Die Kindlichkeit guter Frauen iſt das größte Wunder auf Erden und ſobald ich daran denke, kann ich mich vor Verehrung kaum faſſen. Zu Weihnachten leuchtet dieſes Wunder in ſeinem liebenswürdigſten Licht, leuchtet bei allen Frauen.

Das Heiligſte auf der Welt iſt die Mutter und die zeigt ſich zur Weihnachtszeit in ihrer ganzen Glorie. Man muß ſie nur ſehen, wie ſie in den Spielzeugläden ihre Einkäufe beſorgt. Tiefer Ernſt liegt in ihren Zügen und doch iſt ihr Gemüt voll Freudigkeit; eifrig und mit geröteten Wangen ſucht ſie herum und wenn ſie den Gegenſtand ausgewählt hat, betrachtet ſie ihn mit Blicken, die uns rätſelhaft erſcheinen. Sie ſieht nämlich etwas, das wir nicht ſehen; ſie ſieht das Kind, das an dem Spielzeug Freude hat, ihr Kind. Man muß einmal eine Mutter betrachten, wenn ſie am Abend vor Weihnachten bis tief in die Nacht hinein ſich abmüht, den Tannenbaum aufzuputzen und die Sachen zu ordnen, welche ſie für ihre Kinder gekauft oder gemacht hat; wie ſie eifrig mit der Kerze von einem Ort zum andern eilt, ſo daß der Schatten des dunklen Baumes bald dort an der Wand ſteht, bald dort. Wenn ſie alles geordnet hat und dann das Ganze betrachtet,

kommen ihr die Tränen in die Augen. Warum weint ſie? Man kann es nicht wiſſen. Vielleicht denkt ſie mitten in der Freude an die Zukunft ihrer Kinder, ahnt die Gefahren und Leiden, denen ſie preisgegeben ſind, wenn ſie dereinſt, entwachſen der mütterlichen Fürſorge, in die Welt hinausgeſtoßen, ſich durchkämpfen müſſen. Oder weint ſie vor Freude? Ich fragte einmal die Frau des chineſiſchen Geſandten in Berlin, was ſie dazu ſage. Sie antwortete, in China machten die Frauen es ebenſo; ſie habe in der Welt viele verſchiedene Erſcheinungen geſehen, aber die Mütter ſeien in ihren innerſten Gefühlen überall gleich.

Dieſe gelbliche Dame im ſtarren Seidenkleide war für das Weihnachtsfeſt, deſſen urſprüngliche Bedeutung ihr nicht weiter zu Herzen ging, ſo begeiſtert, daß ſie mehr als einmal ſagte, ſie werde, in ihre Heimat zurückgekehrt, es dort in jedem Jahre feiern; ſie wünſchte den beleuchteten Tannenbaum bei den Chineſen einzuführen, was ihr aber wohl kaum gelingen wird. Es iſt wahr, Weihnachten mit ſeinem reizenden Sinnbild, dem hell ſtrahlenden Baum, hat etwas Berückendes. Wie ſehnt man ſich danach, wenn man in der Fremde weilt, wo es dergleichen nicht gibt. Nach einem ſiebenjährigen Aufenthalt in italieniſchen Landen kehrte ich zur Weihnachtszeit in die Heimat zurück. In Italien kann man oft im Dezember bei offenem Fenſter ſitzen und Weihnachten iſt dort nicht viel mehr als ein Feſt des Eſſens und Trinkens mit einem Gottesdienſt um Mitternacht, bei dem die Andächtigen durchaus nicht fromm zu Werke gehen. Ich bin das ganze Jahr hindurch nicht fromm; nur zu Weihnachten überfällt mich eine Art heidniſcher Andacht im Gedenken des Vaterlandes mit ſeinen winterlichen Nebeln, ſeinem Schnee und den Eiszapfen, die von den Dächern hängen, des um dieſe Zeit düſteren Vaterlandes, wo die Tage kurz, die Abende lang ſind, wo es in den Häuſern und in den Gemütern ſo hell iſt. Ich habe das welſche Weihnachtsfeſt nie leiden können. Zudem hatte ich während ſieben Jahren keinen ordentlichen Schnee geſehen. Ich lechzte danach,

wie der Grönländer nach dem Tran. O, der Schnee, der holde! Bei Graz sah ich ihn zuerst wieder; ich hätte vor Freude aus dem Waggon springen mögen; und in dieser durch und durch deutschen Stadt lag er so hoch, daß ich mit den Stiefeln darin waten und herumstoßen konnte; ein Schulknabe hätte daran kein größeres Gefallen erlebt. In Graz rauchten die Schornsteine in den Winternebel hinein und den Schloßberg mit dem eckigen Uhrturme sah man wie durch einen Schleier. Alles war grau oder weiß. Nun mag jemand fragen: „Wie kann ein vernünftiger Mensch daran Freude finden?" Ich weiß ihm keine andere Antwort als: „Solches Wetter war, als ich zum ersten Male an der Hand der Mutter mit den Geschwistern durch die Straßen ging und zur Weihnachtszeit die schönen Sachen hinter den Spiegelscheiben der Auslagen sah."

Dann nach Wien. Als ich ankam, war es schon Abend. Ich wohnte in einem Gasthofe in der Leopoldstadt und mein erster Gang war wieder nach der inneren Stadt. Die Ferdinandsbrücke hatte damals noch in der Mitte eine Barrière, so fest wie eine Schiffswand und oben beschlagen mit Kupfer; auf der einen Seite bewegten sich alle Menschen und Wagen herüber, auf der anderen hinüber. Es lag grauer, lockerer Schnee, auf dem sich in der Rotenturmstraße ein Gewühl von Fiakern, Omnibussen und anderem Fuhrwerk fast lautlos bewegte; man hörte das Rollen der Räder nicht, höchstens das Ächzen der Wagenfedern. Der Nebel war durchleuchtet von den gelben Flammen der Gaslaternen und den Lampen in den Auslagen der Konditoreien, der Juweliere, der Buchhandlungen, der Bilderhändler und was es sonst noch gab, und dieser Glanz zog sich über den Stephansplatz, den Graben und Kohlmarkt hin. Es war ein echt winterliches, großstädtisches Bild. Unter den vielen Menschen, die auf dem Trottoir sich drängten und durch die großen Spiegelscheiben auf die Pracht in den Läden blickten, sah ich eine Dame, warm eingehüllt in einen Pelzmantel, deren feine Nase rosenrot angehaucht war, vielleicht

von der Kälte, vielleicht auch vom Eifer im Suchen nach irgend etwas. Auf dem Gesicht der Dame wechselten Freude, Unruhe, Sicherheit und Unentschlossenheit rasch miteinander ab. Sie war offenbar eine junge Mutter, die ausgegangen war, um für ihre Kinder Geschenke auszusuchen, dabei aber vor dem großen Reichtum der verschiedenartigsten Dinge in Ratlosigkeit geriet. Sie ging von Auslage zu Auslage, sah dies, sah jenes, und jeden Augenblick glaubte ich, sie werde in das Gewölbe hineingehen, um das von ihr mit den Augen so freudig Fixierte zu kaufen. Aber nein, sie schien sich nicht entschließen zu können und ging immer wieder nach einem anderen Gewölbe, um dort die Ausstellung zu betrachten, und da wiederholte sich dasselbe Spiel. Ich folgte ihr, weil mir die Sache Spaß machte und weil man nie genug lernen kann. Einmal blieb sie vor der ungeheuren Spiegelscheibe eines Galanteriewarenlagers lange Zeit. Dort stand in einer Ecke ein bronzenes Kamel, in der anderen ein Rhinozeros von blauem Porzellan; von diesen Gestalten konnte sie sich kaum trennen. „Aha," dachte ich, „das ist für den Herrn Gemahl." Dann ging sie nach einem anderen Geschäft gleicher Art, wo ein Affe von Ebenholz zu sehen war, der im Begriffe stand, sich eine Zigarre anzuzünden. Den blickte sie mit begehrlichen Augen an, konnte sich jedoch nicht entschließen. Und so ging es weiter. Ich hätte ihr gern geraten; aber wer wagt es, eine Dame auf offener Straße anzureden! Als sich nun mein Blick für diese Art Unentschlossenheit geschärft hatte, sah ich zu meinem Erstaunen noch eine Menge Leute, die es ebenso machten; sie liefen ratlos dahin und dorthin und wußten nicht, wie und was. Es war ein komischer, sogar etwas betrübender Anblick. Daß unser erfindungsreiches Zeitalter, in welchem sogar die Zündhölzchenbehälter mit Inseraten beklebt werden, noch kein Auskunftsbureau für Kauflustige geboren hat, wo die sinnreichsten „Neuigkeiten" für den Weihnachtstisch und die preiswürdigsten Bezugsquellen für alle Art von Geschenken zu erfragen sind, nimmt mich wunder. Wahr-

scheinlich ist noch niemand aufgefallen, wie groß die Zahl der Ratlosen ist, die an jedem Dezemberabend mit gefülltem Portemonnaie ängstlich suchend die Straßen durchirren und denen der Menschenkenner an den Augen ablesen kann, wie dankbar sie demjenigen wären, der ihnen sagen könnte, wofür und wo sie ihr Geld in der sinnreichsten Art an Mann zu bringen vermöchten.

Doch da auf einmal — es war noch früh am Abend — ward alles dunkel; die Lampen wurden ausgelöscht, die Läden zugemacht, die unschlüssigen Damen verschwanden und nichts blieb übrig als Finsternis und die trüben Flammen der Straßenlaternen und der Nebel, der so dicht war, daß der obere Teil des Stephansturmes darin verschwand. Ich war überrascht von dem plötzlichen Wandel, denn ich kam von Venedig, wo erst spät Feierabend gemacht wird, und doch fühlte ich mich viel heimischer in Wien, das trotz seines großstädtischen Charakters so manche Eigentümlichkeit aus alter Zeit bewahrt hat. Wie traulich und echt deutsch ist nicht die kleine Welt von Buden und Zelten „Am Hof", der „Christkindelmarkt", wie ihn der Wiener nennt, mit seiner malerischen Beleuchtung von Kerzen in Glaskugeln und dem Halbdunkel, aus welchem eine Fülle von Waren hervorguckt! Unter dem niedrigen Vordach der Buden und in den schmalen Gassen wogt es auf und ab, und da sieht man wieder die Mütter. Sie haben keinen pelzverbrämten Mantel an; ein warmes, wollenes Tuch muß es auch tun; aber an Ratlosigkeit geben sie der unschlüssigen Dame nichts nach, laufen hin und her. Da stehen sie endlich und feilschen mit der Verkäuferin um ein paar Puppen, welche die Arme und Beine starr von sich strecken, um ein Bilderbuch, dessen Inhalt, dessen Rücken und Deckel sie genau untersuchen, um einige Lebkuchen mit weißen Mandeln, und wenn sie nach langer Unterhandlung etwas gekauft haben, entfernen sie sich mit der glücklichsten Miene. Auch auf diesem Jahrmarkt, dessen Abbildung des Pinsels eines großen Malers würdig wäre, ist die volle Weihnachtsfreude.

Von Welschland ist gar nicht zu reden; aber auch bei unseren Vettern, den Engländern, Niederländern und Skandinaven, ist die Weihnachtsfreude nicht ganz so traulich und geht nicht so tief ins Volk hinab wie bei uns. Ein Wald von Tannenbäumen kommt uns in die Stadt und jede Familie sucht sich einen aus nach ihrem Bedarf. Aber mag er im Salon vom Teppich bis an die Decke reichen, mögen seine hundert Wachskerzen neues Geschmeide, kostbares Pelzwerk und andere Herrlichkeiten, die auf den Tischen ringsum ausgelegt sind, bestrahlen oder mag er in dürftiger Stube mit ein paar Lichtern schimmern, immer bleibt er das holde Sinnbild der deutschen Weihnachtszeit, das den Menschen in Kärnten und in Schleswig, in Siebenbürgen, im Elsaß und in Kurland, das allen Deutschen gemeinsam ist. Wenn wir im Laufe der Zeit die Ehrfurcht vor anderen Symbolen verlieren: die Ehrfurcht vor diesem bleibt so fest wie die Liebe zum Vaterlande selbst.

Wien im Schnee.

Es ist ein Vergnügen, den Stephansplatz beim Schneetreiben zu betrachten. Die Menschen eilen, den Rockkragen in der Höhe, so schnell sie können, vorwärts. Kommt eine junge Dame des Weges, so verschwindet sie mit ihrer von der Frische der Luft geröteten Nasenspitze in einem Fiaker oder in einem Stellwagen, der, mit vier Pferden bespannt, durch den tiefen Schnee in die Mündung der Kärntnerstraße keucht und dort zwischen den Häusern im weißen Wirbel verschwindet. Unaufhörlich kommt dichter Schnee vom Himmel herab. Er legt sich auf alle Vorsprünge, in alle Nischen und Schnörkel, in alle verwitterten Fugen von St. Stephan, so daß dieser zuletzt aussieht, als hätte ein Zuckerbäcker ihn in die Arbeit genommen. Um seinen Turm kreist eine wilde Jagd; dort treiben ganze Schneewolken ihr Spiel, fahren wie besessen durcheinander, jagen sich und dann sendet das Dach des Chorherrenstiftes, vom Winde übersegt, eine große Schneewolke zwischen sie, welche wie im Zorn über das wüste Treiben herabfährt, doch

sofort von dem Taumel selbst erfaßt wird. In diesem Kreiseltanz der Schneeflocken verschwindet der obere Teil des Turmes bis zum Knauf gänzlich; man sieht dort oben nichts anderes als ein weißes Gewühl.

Es ist gar nicht unangenehm, bei solchem Wetter durch die Straßen zu gehen. Man knöpft den Winterrock bis oben zu, schlägt den Kragen auf und zieht die Handschuhe hoch über das Pulsgelenk. Das Aufspannen eines Schirmes nützt da nichts; die Flocken fliegen darunter weg, man mag ihn halten, wie man will. In der Kärntnerstraße treibt der Wind sein Spiel mit dem weißen Gekräusel am ärgsten, fährt über die Hausdächer hin, wo er Schneeberge aufhäuft, um sie im nächsten Augenblick wegzustoßen. Eine Weile schweben sie gleich einer Mehlwolke in der Nähe der Dachrinnen, noch ein Spiel des Windes; dann kommen die Milliarden Flocken herab, legen sich auf den Hutrand, kleben an der Wolle des Rockes fest, als wollten sie für immer dort bleiben. Die Straße selbst ist fußhoch mit Schnee bedeckt und die Wagen wühlen sich da durch ohne Geräusch. Es ist merkwürdig, wie still eine große Stadt wird, wenn der Schnee dick liegt. So still ist es, daß man das Schnaufen der Pferde hört, welche mühselig anziehen und Dunstwolken aus den Nüstern blasen. Auf den Gesimsen sitzen Spatzen und passen auf wie die Haftelmacher, ob die Pferde ihnen etwas Nahrhaftes liefern möchten, um dann sofort herzufliegen und sich das Beste auszusuchen.

Auf der Ringstraße bietet sich ein merkwürdiges Bild. Durch die Weiße des Schnees erscheint sie noch breiter als sonst, denn alles Helle vergrößert dem Auge die Entfernungen. Schneehaufen liegen dort zu beiden Seiten aufgeschaufelt und sind frisch beschneit, was ihnen ein sanft abgerundetes und reinliches Aussehen gibt. Einige dieser Schneehügel sind von betriebsamen Wächtern der Straßenbahn ausgehöhlt und in Hütten umgewandelt. Bei einem Fiakerstand sieht man eine ungeheure weiße Dame aus Schnee mit weit ausgeladener Büste.

Die Häuſer machen ſich ſehr gut mit dem Schnee auf allen Geſimſen und am beſten ſieht der Heinrichshof aus; die weißen Schneelinien heben ſich ſcharf von dem milden Rot ſeiner Mauern und von den goldenen Flächen der oberſten Etage ab. Schnee und Gold ſtehen gut zueinander; ſo auch auf den Kuppeln der Muſeen und auf dem Dach des Burgtheaters. Der äußere Burgplatz liegt in unſäglicher Einſamkeit. Von dieſer einen Begriff zu geben, iſt ſchwer. Das muß man geſehen haben. Weiß überdeckt liegt der weite Platz da, kaum etwas anderes iſt darauf zu erblicken als die Standbilder des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen. Der letztere reitet gegen den Nordoſtwind und die ſcharfen Schneekörner fahren ihm ins Geſicht, aber er macht ſich nichts daraus. Erzherzog Karl reitet mit dem Wind, hat den Schnee im Rücken und hebt jubelnd ſeine Fahne in die Luft, als riefe er: „Ich habe wohl einen Schirm, aber ich ſpanne ihn nicht auf.“ Die weiße Fläche des Platzes gleicht dann einer rieſigen Speiſetafel, von deren weißem Laken alles bis auf zwei Tafelaufſätze abgeräumt iſt. Der innere Burgplatz iſt äußerſt maleriſch im Schneegewande, zumal die Seite des Schweizerhofes mit dem rundgewölbten Tor, mit dem Graben, deſſen Schlinggewächs und Baumwuchs ganz verſchneit iſt. Die Burggendarmen ſtehen mit eiſerner Ruhe in dem Geſtöber und machen ſich nichts daraus und der Soldat vor der Burgwache ſchildert, als wäre nichts geſchehen.

Aber hört es noch nicht auf? Wirklich, der Wind läßt nach, die Flocken werden kleiner; das Wetter ſcheint ſich ausgetobt zu haben. Man ſieht ſchon die Wolken; das iſt doch etwas. Ihr Grau färbt ſich goldig; ein Zeichen, daß Sonnenſchein dahinter iſt. Es dauert eine Weile, dann bricht die Sonne hervor und beleuchtet die ganze Beſcherung mit blendender Helle. Einmal habe ich Wien im Schnee vom Kahlenberg aus betrachtet. Es iſt ein ſonderbarer Anblick. Alles weiß in weiß. Die Ebene jenſeits der Donau weiß, die Berge des Wiener Waldes weiß; dazwiſchen die unabſehbare Stadt mit weißen Dächern, weißen Kuppeln und weißen Straßen.

Daraus ragt dunkel der Stephansturm hervor und die anderen Türme machen ſich auch bemerkbar über dem ſchneeweißen Untergrund. Nicht ein Laut war zu verſpüren. Das brauſende Geräuſch einer großen Stadt, das man ſonſt auf eine Meile Entfernung vernehmen kann, war gänzlich verſtummt. Es war vollkommene Stille und die Stadt unten machte den Eindruck einer Totenſtadt. Ich war froh, als ich wieder unten war, mitten im warmen Leben und zu Hauſe beim kniſternden Feuer des Ofens.

Kaiserstadt und Hansestadt.

Unter allen großen Städten in deutschen Ländern haben wohl keine zwei so merkwürdige Ähnlichkeit in vielen und solche Verschiedenheit in einigen Dingen wie Hamburg und Wien. Sie sind die fröhlichsten unter den deutschen Hauptstädten, voll Lebenslust und Freude am Genuß irdischer Feinheiten. An Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Umgebung sind beide gleich und doch verschieden jede in ihrer Art; Wien, am grünen Fuße der Alpen, am Ufer eines vornehmen Stromes, mit der Fernsicht auf die weite, fruchtbare Ebene, liegt heiter und lachend da mit seinen schönen Straßenzügen, seinen Palästen und dem Meer von hellen Häusern, aus dem der Stephansturm wie eine Nadel aufragt; Hamburg, von feuchter Seeluft im Verein mit Kohlendunst ein wenig angedüstert, sieht doch lustig aus, weil fast überall ein blauer Wasserspiegel zwischen seinen Häusermassen hervorglänzt. Die Außenalster, die Binnenalster, die Bille und die majestätische Elbe in ihrer Breite haben Wasser genug, den Abglanz des Himmels

in reichem Maße aufzunehmen. Gleich Wien ist Hamburg in Grün gebettet und von einem Kranz schöner Villen umgeben, und wenn der Wald dort auch nicht so nahe kommt wie der Kaiserstadt, wo er fast bis in die Straßen hereinwächst, so hat Hamburg dafür den Hafen mit einem Wald von getakelten Masten, Stengen und Raaen, so dicht an vielen Orten, daß man nicht hindurchzusehen vermag, und leuchtend durch die lebhaften Farben der Flaggen.

Es soll den andern deutschen Städten nicht zu nahe getreten sein in der Bemerkung, daß Wiener und Hamburger in ihrem Umgangston sich am meisten durch Urbanität auszeichnen, die Bewohner Dresdens vielleicht ausgenommen, deren Höflichkeit jedoch einen Stich ins Komische hat. Von den Berlinern wird die Artigkeit oft zu gunsten eines Witzes verdrängt, von den Münchenern und Stuttgartern zu gunsten der Aufrichtigkeit. Es scheint auch, daß Hamburger und Wiener am besten verstehen, sich zu kleiden, was nicht von allen Deutschen gesagt werden kann, namentlich nicht von allen deutschen Frauen, von denen viele öfter ins Buch als in den Spiegel blicken. Das Zitat aus einem Werke unserer Schriftsteller oder eine lateinische Sentenz aus dem Munde einer geschmacklos oder gar nachlässig gekleideten Dame gehören wohl zu den fürchterlichsten Dingen, die man erleben kann. Nachlässigkeit in der Kleidung ist auch etwas Unhöfliches; jedermann soll sich, ohne auffallend zu werden, so nett herrichten, wie er kann, um den Augen anderer Freude zu bereiten. Die Hamburgerin und die Wienerin halten weniger auf Gelehrsamkeit als auf geschmackvolle Kleidung. Darum kommen sie auch so nett daher in den zierlichen Stiefelchen mit leichtem Gang und fröhlicher Miene. Vielbelesene Damen, die sich übel anziehen, sind verdrossen, haben ein schlechtes Kleidungsgewissen und ihr Hauch riecht wie die Luft in einer antiquarischen Buchhandlung. Eine nett gekleidete junge Köchin, und röche sie auch nach Pudding und Schnittlauch, ist dem Manne von Geschmack lieber als

eine Frau Doktorin, deren Atem nach Büchern, Lesezeichen und Idealen duftet.

Es soll beileibe nicht gesagt sein, daß es in den andern deutschen Städten nicht auch viele schöne und geschmackvoll gekleidete Frauen gebe; Gott bewahre! Aber in Wien und Hamburg gibt es deren am meisten. Die Frauen hier und dort sind auch den Männern viel mehr zugetan und halten diese nicht für überflüssige Wesen, wie zu meinem Verdruß einige Damen in Leipzig es taten, die mehr durch Tugend als durch Schönheit sich bemerkbar machten. Die Damen von Wien und Hamburg lieben Glanz und Vergnügen, vor allem Musik, sind hold und leutselig, und da viele von ihnen die Ehrbarkeit als eine feste Burg, andere als einen, wenn auch unsicheren, doch schönen Besitz, wieder andere sie als Errungenschaft oder als etwas Begehrenswertes loben, so wird diese Tugend hochgehalten und selten verletzt, wenn auch vielleicht nicht so selten, wie anderwärts, wo weniger erlebt als gelesen wird. Mehr ist doch wirklich nicht zu verlangen. Gern will ich zugestehen, daß ich vielleicht in einer Voreingenommenheit befangen bin, weil die beiden großen Städte gar so schön sind, und ich möchte alle, welchen diese schüchternen Betrachtungen zu Gesicht kommen, bitten, ihre eigene Vaterstadt in den berührten Dingen Wien und Hamburg getrost gleichzustellen. Da fallen mir namentlich Köln und Breslau ein, Städte, von denen ich schon so viel Gutes gehört. Man darf nur über das reden, was man aus eigener Anschauung kennt; alles andere ist dummes Zeug. Auch die Kochkunst in der rheinischen und in der schlesischen Hauptstadt wird gelobt, wenn auch nicht in ganz so hohem Maße wie die von Wien und Hamburg. Es ist doch merkwürdig, daß allerwärts, wo gutherzige Menschen wohnen, die, ohne sich durch bösartigen Witz den Appetit zu verderben, voll heiterer Laune frisch und frei in die Welt hineinleben, auf die Feinheit der Kost so viel, auf die Größe des Konsums so wenig gegeben wird. In Hamburg und in Wien wird ganz vorzüglich gekocht, doch mäßig gegessen. Von Köln

und Breslau kann ich nicht mitreden, aber ich glaube an ihren Ruhm auch in dieser Hinsicht, weil er zu der Feinsinnigkeit zweier so geistvoller Völkerstämme, wie die Schlesier und Rheinländer es sind, vollkommen stimmt. Der schöne Ruf der hamburgischen und Wiener Küche aber steht fest wie ein Rocher de bronze, und darin sind wieder beide Städte gleich, wenn auch verschieden in der Sache selbst.

Man kann annehmen, daß Hamburg in seiner Küche einige Vorteile vor Wien hat und sich daher eines ganz besonders guten Rufes erfreut. Erstens liegt es in der Nähe des Meeres, hat daher Seefische, Austern und Hummern, die in Wien zu den kostbareren Dingen gehören, in Fülle; auch sind die Fische der Nordsee, als eines kälteren Gewässers, feiner und kräftiger von Fleisch als die der Adria. Zwar liefert auch sie treffliche Sorten, wie Branzin, Barboni, Orade und Scombri, auch den Rombo und den Sfoglio, doch müßten diese vor dem Steinbutt, der Zunge und dem Schellfisch der Nordsee den Hut abziehen, wenn sie einen auf hätten. Die Süßwasserfische Österreichs, der Schill, Schaiden, Hecht, Fogasch, Dick und Huchen sind ausgezeichnet, die Forelle ist nicht selten, wie in Norddeutschland, wo sie nur im Harzgebirge anzutreffen ist, und der Donaukarpfen wird sehr gerühmt, obwohl einige am Karpfen den Moorgeschmack, wenn dieser nur leicht ist, vorziehen. Hamburg steht übrigens im Reichtum an Flußfischen Wien nicht nach; die Barbe, der Barsch, das Neunauge, der Schlei, der Sandart, die Karautsche sind vorzügliche Fische, und an Karpfen und Hechten fehlt es auch nicht, und der Aal aus der Marsch und den Mühlbächen Holsteins ist das Feinste, was man sich nur denken kann. Dieser Aal, im Gelée und in einer kristallenen Schüssel serviert, ist ein Anblick wie der eines bläulichen Wunders.

Ich kann mich erinnern, daß einmal in Hamburg und Altona so viele frische Heringe auf den Markt kamen, daß die Bevölkerung sie in kurzer Zeit — es war im Sommer — nicht bewältigen konnte und ungemein große Quantitäten auf den Acker hinaus-

gebracht werden mußten, wo sie den Dienst eines guten Düngers verrichteten. Der Überfluß an Meeresprodukten hat die hamburgische Küche auf allerlei treffliche Gerichte gebracht, wie Pudding und Frikandellen von Fisch, Hummer und Krebsen, auch von Frikassee davon; doch auf das, was man in Szegedin hal paprikás nennt, ist sie, so scheint mir, noch nicht gekommen, und die hamburgischen Zeitungen täten gut, ihre Korrespondenten in Szegedin zur Einsendung von Rezepten dieses reizenden Gerichtes anzufeuern. Überhaupt könnte es nicht schaden, wenn die Korrspondenten der Blätter ihren Berichten und Telegrammen genaue Rezepte von originellen Speisen ihres Platzes beifügen und so zur Förderung der Küchenkultur das Ihrige tun möchten.

Der Boden der Umgebung Wiens ist wohl dem Anbau des Weinstockes, nicht aber dem des Gemüses zuträglich. Hamburg dagegen liegt in der Marsch, überall ist Wasser, und in dem fetten Boden gedeiht die Gemüsezucht und wird namentlich von den Vierländern, Einwanderern aus den Niederlanden, aufs sorgsamste gepflegt. In Wien kommt wohl auch gutes Gemüse, ich glaube aus Mähren, auf den Markt, allein dieses ist doch nicht so fein von Geschmack und so üppig von Gestalt wie das von Hamburg; Spargel ausgenommen; diese lassen die Hamburger sich aus Mähren schicken. Die Unzulänglichkeit der Feinheit des Gemüses hat vielleicht die Wiener Küche in dessen Zubereitung auf die langen Mehlsaucen gebracht, die nicht ganz zu billigen sind. Die hamburgische Art der Zubereitung des Gemüses ist eben so weit von der Londoner, nach der das Gemüse nur gesotten, trocken aufgetragen wird, wie der Wiener entfernt und hält die Mitte. In keiner Kunst ist Maßhalten so am Platze wie in der Kochkunst, und nirgends zeigt sich die Meisterschaft so deutlich im Beschränken wie hier. Das Wort Tizians „Die rechte Farbe an den rechten Fleck setzen: das ist Malen", läßt sich in tausendfältiger Umwandlung in der Kochkunst anwenden, und jede Köchin täte gut, es im tiefsten Innern ihres Herzens einzugraben.

Was Hamburg noch vor Wien voraus hat, ist die Vorzüglichkeit der zahmen Tiere, welche für die Küche von so hoher Wichtigkeit sind. In Süddeutschland und auch in Österreich werden im allgemeinen die Rinder in den schönsten Jahren ihres Lebens zum Ziehen von Fuhrwerk verwendet und dann erst zum Schlachten gemästet. In Wien bekommt man wohl auch bei den ersten Restaurants und an Tafeln kulinarischer Gewissenhaftigkeit Fleisch von reinen Mastochsen, doch sind diese in verschwindender Minorität gegen die Millionen Zugochsen. Im Norden werden gar keine Rinder zum Ziehen von Fuhrwerk benützt, sondern bloß zur Veredlung ihres Innern auferzogen.

In diesen Dingen ist Hamburg der Kaiserstadt überlegen; aber wenn Wien dann mit seinem Wildbret anrückt, mit seiner Legion von Wildschweinen, Hirschziemern, Rehrücken, Hasen, Rebhühnern, Haselhühnern, Birkhühnern, Wild- und Duckenten, Fasanen, Krammetsvögeln und all dem andern Geflügel, da kann Hamburg sich verstecken. Auch verstehen die Wiener sich auf die Bereitung des Wildbrets, glaube ich, besser als die Hamburger, wahrscheinlich eben, weil es in Wien häufiger ist. Die Jagden der vornehmen Herren liefern ungeheure Mengen auf den Wiener Wildbretmarkt, der manchmal in seinem Reichtum ein Bild ganz besonderer Schönheit bietet. Auch im Backen von Torten und Kuchen und allem, was dahin gehört, übertrifft Wien die Hansestadt. Bei einem wichtigen Gegenstand aber stehen sie auf gleicher Höhe, nämlich in der Anfertigung der Wurst, dieser merkwürdigen Schöpfung des menschlichen Erfindungsgeistes. Unscheinbar, wie das Veilchen in der Natur, ist die Wurst in der Kochkunst und hat doch eine kolossale Macht.

Das kleine, rührende Paar, das man mit Meerrettig zu genießen pflegt, hat unter dem Namen Wiener Würstlein die ganze Welt erobert, und die Hamburger Mettwurst ist so fein, von so überirdischem Wohlgeschmack, daß man sie getrost ein geräuchertes Ideal nennen könnte.

Bemerkenswert ist, daß Wien und Hamburg, die es in Kunst und Küche so weit gebracht, fast dicht am Rande deutscher Länder liegen. Sie reichen mit langem Arm in die Ferne, die eine nach Skandinavien, England und über den Ozean, die andere nach Ungarn, nach allen Gegenden des Ostens, bis nach dem Morgenlande. Beide haben auf dem Gebiete der schönen Literatur, der Schauspielkunst und der Musik bedeutende Vergangenheit und Gegenwart vorzuweisen, und von dem Herde ihrer Küche gehen Strahlen aus, weit nach Norden aus Wien, nach Süden aus Hamburg, und der Wohlgeruch ihrer Bratpfannen parfümiert alles deutsche Land. Ob aber die Urbanität ihrer Bewohner und deren Zartsinn Wirkung der Verfeinerung ihrer Kochkunst, oder ob diese die Ursache jener ist, kann ich nicht wissen. Bei Ursache und Wirkung das Richtige treffen, ist oft schwieriger als Trüffeln verzehren, die, gut gesalzen, in einer Mischung von Fleischbrühe und rotem Wein mit ganzen Pfefferkörnern gedünstet, reinlich herausgenommen, auf einer Serviette angerichtet und samt frischer Butter aufgetragen werden.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	5
Vorwort	7
Mein erster Tag in Wien	9
Wien als Wohnort	16
Meine Gasse	22
Auf dem Kahlenberg	29
Frühling in der Stadt	35
Zur Mittagszeit auf dem Burghof	40
Im Stephansdom	44
Sommernacht im Stadtpark	48
Einst und jetzt	53
In der Tiefe	58
Im Prater	63
Trauliche Wirtsstuben	67
Die stille Stadt	73
Die Bank	78
Hauptzollamt—Hütteldorf	85
Wien im Sommer	92
Novembertag in Wien	96
Ein Ball vor der Linie	102
Streifzug bei Nacht	109
In der Schwemme	117
Ein Wiener Schuster	124
Lokalpatriotische Vorurteile	130
Über Zigarren	135
Der Weihnachtsmonat	141
Wien im Schnee	148
Kaiserstadt und Hansestadt	152

943V87 Y62 .IZ
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021074003